

Tanja Kenda

Bericht einer Archivarin

Ich hatte eben zum Fenster hinausgeblickt und sinnierend festgestellt, dass ich wohl die nächsten Jahre würde mit diesem Blickfeld auskommen müssen. Karg eingerichtet und mit endlosen Reihen von Büchern angefüllt.

Ein einziger Raum, dem man nicht ansieht, dass er weiter wächst, wenn man seine Grenzen auszuschreiten beginnt. Jeweils wenn man meint hinter einer Bücherreihe die kahle Außenmauer zu ertasten, beginnt sich der Raum auszuweiten, und Reihe um Reihe heftet sich an die müde werdenden Augen.

Einst werde ich, versunken in einem Archiv mich selbst eingelagert finden zwischen altem Papier und dem so beliebten Modergeruch.

Mein Blick heftet sich an das Gebäude, das sich vor meinem Fenster entlangstreckt. Die städtische Bibliothek mit ihrem Archiv, für dessen Generalsanierung sie mich beauftragt haben. Was für ein Glück ich hatte so kurz nach dem Abschluss eine angemessene Arbeit zu finden. Eine, die mich nicht zwang in artfremde Berufe auszuwandern, nur weil man mit ...Meine Gedanken wandern am Fensterbrett entlang, dort schichtet sich der Staub, und eine fette Fliege zieht ihren Erkundungsflug und stößt trotzig instinktverbissen gegen die Scheibe.

Ein kurzer Mitleidsgedanke streift mich, aber sofort pariere ich ihn gekonnt mit einem Wutgeschnaube. Warum sollte ich dieser Fliege eine Ausflucht gewähren, wenn ich doch selbst auch in diesem miefigen Zimmer würde dem Totstellreflex anheimfallen, wenn es so weiterginge.

Wütend über meine nicht enden wollende Buchhaltertätigkeit versenke ich mich wieder in die Herstellung von neuen Bestandslisten des Archivs. Wichtig ist es vor

allem den Bestand zu kategorisieren, um das Auffinden bei nachfolgender wissenschaftlicher Arbeit zu erleichtern.

Ich sitze in diesem Raum. Fest abgeschirmt von der Außenwelt.

Die Geräusche sind dezimiert bis auf meinen eigenen Atem und das insistierende Summen dieser in ihren Tod verliebten Fliege.

Ich werde zum Mörder; dieses Gefühl umschleicht mich und ich fühle , ich werde ihm erliegen. Der pelzige Geschmack einer Fliege auf der Zunge ließ mich immer erschauern. Ihr Auge , ich fühle es, war im Begriff sich mit meinem zu treffen, doch meine Bewegung war schneller. Ich konnte meine Zunge gerade noch zusammenklappen und schon hatte ich sie chamäleonartig verschluckt.

Warum ich mir dies angewöhnt hatte, wusste ich nicht mehr, aber ich glaube, dass daran mein Vater keine unerhebliche Schuld trug.

Immerhin züchtete er Zeit seines Lebens eine seltene Art von fleischfressender Blume in seinem Gewächshaus, für die er immer auch Fliegen tötete.

Als Kind verstand ich dies nicht. Warum sollte man für eine Pflanze ein Lebewesen töten. Diese Sinnlosigkeit, die mir von einem auf den anderen Tag so sehr ins Gemüt schlug, dass ich beschloss jede Fliege vor diesem Tod zu bewahren, indem ich sie selbst verschluckte. Von Geburt an hatte ich eine längere Zunge, als es sich üblicherweise für einen Menschen gehört, und so setzte ich sie derart zum Verspeis ein.

Anfangs überkam mich bei dieser Aufgabe ein dermaßen großes Ekelgefühl, dass ich mir eine Antipathie gegen Fliegen einhandelte, die nur unter größter Willensanstrengung meinerseits überwunden werden konnte.

Soviel also zu meiner seltsamen Angewohnheit, die mich auch schon eine Beinahe-Verlobung gekostet hat.

Heute beschütze ich keine Fliegen mehr vor meinem Vater, denn er ist tot. Daß ich trotz alledem...

„Ach Frau Kollegin , ich kann Ihnen gar nicht genug danken., dass Sie sich dieser undankbaren Archivtätigkeit angenommen haben.“

Meine einzige Kollegin und gleichzeitig Vorgesetzte war in den Raum getreten und verströmte dabei ihr süßlich-herbes Parfum, das sich hervorragend mit dem modrigen Papiergeruch mischte und auch noch den letzten Bücherwurm die Flucht antreten ließ. Alles in allem mochte ich ihre Erscheinung nicht, da sie mich dazu herausforderte, das bonbonmäßigste Lächeln aus meinem Höflichkeitsrepertoire herauszufischen und es ihr entgegenzumasken, auf dass sie ihres schnell aus diesem Raum entzöge.

Doch nein, sie verstöckelte sich ganz wild entschlossen neben meinem Tisch und musste sich setzen, um mir daraufhin genaue Anweisungen für mein nächstliegendes Projekt zu erteilen.

Sie liebte es ihre Zunge von einem Mundwinkel zum anderen wandern zu lassen, um eventuelle Essensreste zu entfernen, und starrte dabei auf die nichtvorhandenen Gardinen hinter meinem Rücken.

„Haben Sie eigentlich schon die neuesten Zuwächse für Ihr Archiv erfahren?“, nun grinste sie mich breit wissend ob meiner Unwissenheit an.

„Nein, ich wusste darum eigentlich noch nicht“, entgegnete ich ihr mit einem forschen Unterton.

„Nun, dann werden Sie es wohl demnächst erfahren“, erwiderte sie ebenfalls etwas forsch ,drückte sich vom Sessel weg und stand plötzlich mitten im Raum, der sich kreisförmig um sie anzuordnen schien.

Ihr Kostüm, faltenfrei und eitergelb gefärbt, begann zu stinken und sie verließ ohne mir nur eine einzige Andeutung gegeben zu haben den Raum.

Ich verspürte keinen Anflug von Neugierde in mir hochsteigen, obschon sich ein Ärger darüber einstellte, dass diese Person die Frechheit besaß mich einerseits zu kontrollieren, andererseits Neuigkeiten meine Arbeit betreffend einfach auszusparen.

Aussparungen, noch dazu bewusst eingesetzte, konnte ich von jeher schwer verkraften. Es ging mir nicht um die Tatsache der Aussparung, sondern um das Prinzip. Wenn ich jemandem das Gefühl der Aussparung vermittele, bin ich auch verpflichtet den Grund dafür anzugeben, warum ich sie in diesem konkreten Fall benutzte.

Etwas zu tun, ohne Grund, einfach der Nachlässigkeit halber, grenzte bei mir an Fahrlässigkeit. So etwas konnte ich mir nicht gefallen lassen.

Mir schoss das Blut in den Kopf und ich spürte ein Fliegenbein, das scheinbar auf meiner Zunge picken geblieben war. Ich stürzte zum Waschbecken, das sich im hinteren Teil des Raumes befand, den ich jetzt mit Mühe erreichte, da er nicht aufhören wollte sich nach allen Ecken und Enden auszudehnen. Ich hatte das Gefühl, dieser Raum flüchtete vor mir.

Ich gurgelte mit einem mir schon benutzt vorkommenden Zahnputzbecher und hatte das Gefühl eines seltsamen Haftenbleibens dieses Fliegenbeines.

Ich hätte es nicht tun dürfen.

Ich hätte diese Fliege nicht verschlucken dürfen.

Einem Reflex gleich schaute ich in den Spiegel und verzog das Gesicht und streckte mir meine überlange Zunge entgegen.

Just in diesem Moment kam Fräulein Smirna herein, um mir den neuen Zuwachs zu bringen und sich für ihr unhöfliches Verhalten zu entschuldigen, als sie mich so sah..

Ich erschrak fürchterlich und verschluckte mich fast an meiner Zunge und senkte dann augenblicklich vor Scham den Kopf.

Glücklicherweise hatte Fräulein Smirna keine sehr ausgeprägte Vorstellungsgabe und sie meinte, natürlicherweise strecke auch sie immer die Zunge aus dem Mund, um eventuelle krankheitsbedingte Verfärbungen sofort festzustellen, man könne ja nie wissen.

Ich war ihrem Gemüt sofort viel freundlicher gesonnen und versetzte mein Gesicht in einen etwas entspannteren Zustand, obwohl mich das Fliegenbein noch immer störte, insofern es jetzt in meinen Rachen abgerutscht war und kratzte.

„Also, Frau Abschitz, ich stelle Ihnen den Karton mit einem Teil des Nachlasses hierher und sie werden ja sehen, wozu sich die Schriften eignen. Ich möchte ihnen aber dennoch ein paar grundlegende Informationen im Voraus darlegen“, indem sie dies sagte, ließ sie sich wieder in den Sessel fallen aus dem sie zuvor mit einigem Unwillen aufgesprungen war. Ich nickte und lächelte dankend, wodurch sich das Fliegenbein scheinbar löste und mit dem nächsten Schluckschleim verdünnsierte. Ich atmete erleichtert auf. Sie musterte mich jetzt ob meiner Kompetenz, die sich an diesem besonderen Fall zu entscheiden hätte. Mir wurde plötzlich heiss. „Worum geht es denn genau?“, entfuhr es mir hitzig. „Nun, da wir uns hier in einem wissenschaftlichen Archiv befinden, ist es für uns von entscheidender Wichtigkeit, die Nachlässe, die wir übernehmen, auf ihre wissenschaftliche Relevanz hin zu prüfen“. Diese Vorgehensweise ist mir nicht unbekannt“, versicherte ich ihr knapp. „Der Nachlass ist der einer Frau ...“, sie senkte die Stimme, als würde sie etwas aussprechen, das besser ungesagt bliebe und fuhr dann im Flüsterton weiter: „...die unter sehr merkwürdigen Umständen gestorben ist.“ Sie ließ eine kleine Sprechpause entstehen. „Aber das Interessante daran ist, dass sie mit einem der weltbesten Psychiater auf dem Gebiet des Autismus in Kontakt stand, der für seine Leistungen in der

Erforschung dieser psychischen Krankheit, nur knapp dem Nobelpreis für Psychiatrie entgangen ist.

Abermals legte sie eine kleine Sprechpause ein, um ihren Respekt vor dem beinahe erlangten Nobelpreis dieses mir unbekanntem Psychiater zu demonstrieren. Fräulein Smirna war leicht zu beeindrucken. „Sie müssen wissen, Prof. Dr. Dr. Allmuth hat nicht nur eine der ursächlichen organischen Störungen bei autistischen Menschen erkannt, sondern auch mittels seiner bevorzugten Heilmethode, der Selbsthypnose, beachtliche

Erfolge erzielen können, unter anderem auch bei depressiven Patienten. Leider ist er selbst in den letzten Jahren eigentümlichen Wahnvorstellungen erlegen, die seinem wissenschaftlichen Ruf in internationalen Fachkreisen sehr geschadet haben. Nichtsdestotrotz wird im Moment in dem von ihm gegründeten „Institute of medical research for autistic disease“ in Indiana an einer Biographie über ihn gearbeitet, und einer seiner Mitarbeiter hat sich bereits an unser Archiv gewandt und um Einsicht in die Briefkorrespondenzen angesucht.“

„Und diese Frau war seine Patientin?“

„Ja, in seinen letzten Jahren hatte er zwar kaum noch Patienten, da er sich hauptsächlich um seine Publikationen kümmerte, aber mit dieser Frau korrespondierte er bis ein, zwei Monate vor seinem Tod.“

„Sie meinen, er hat diese Frau mittels Ferndiagnose behandelt und ist ihr nie wirklich begegnet?“

„Wir wissen es nicht, noch nicht, immerhin lebte er in den Staaten. Ich denke aber, es wird über die Briefe herauszufinden sein.“

„Sicherlich, ja“

„Ihre Aufgabe wird es sein, die Briefe in wissenschaftlich relevant und in privat zu unterteilen und dann nach den üblichen Kriterien zu verfahren.“

Der Rest des Nachlasses befindet sich übrigens noch in dem Haus der alten Frau. Der Nachlassverwalter hat mich gebeten, dass das Material vielleicht an Ort und Stelle durchgesehen werden könnte, da er im Moment an den Folgen eines Bandscheibenvorfalles leide und unmöglich alle Kisten herschleppen könne. Ich habe ihm dies zugestanden, immerhin ist der Mann über siebzig.

Die Adresse lautet Mühlweg 8 und ist, wie mir scheint, ziemlich abgelegen. Ich glaube, Sie müssen den Postbus in Richtung Kirchberg nehmen.“

Den Postbus nehmen, das schmeckte nach abgesehenen Sitzen und stickiger Atemluft. Ich bedankte mich bei Fräulein Smirna ob der Information, die sie mir so wortreich kundgetan hatte, und war in Erwartung.

In Erwartung eines Hauses am Mühlweg 8.

Mühlweg 8, das war nichts als ein schäbiger Schotterkiesweg, den man nach einer endlosen Busfahrt entlang gehen musste. Die Busfahrt war eine vorhersehbare Strapaz gewesen, eingezwängt zwischen unverstellbaren Sitzmöbeln und Schulkindern, deren Jausenpapier nach Salami roch.

Der Schotter knirschte unter meinen Schuhen. Ein Weg, der selten begangen, geschweige denn befahren wurde, so schien es mir.

Rechts und links spärliches Wiesengrün.

War diese Frau immer in ihrem Haus geblieben?

Hatte sie es denn nie verlassen?

Meine Gedanken begannen sich nicht in den Briefen zu verfangen, sondern im Leben dieser Frau, die diese für mich unvorstellbare Abgeschlossenheit als Lebensraum gewählt hatte.

Ich ging weiter, da und dort sah ich ein paar zusammengedrückte Baumgruppen. Jungbirken und im Hintergrund einen Nadelwald. Als würde ich in einem Bild

wandern lag es plötzlich vor mir. Voller Ungewissheit, ob ich mich wohl auch nicht in der Hausnummer geirrt hatte, schaute ich auf die Vorderfront, die mir entgegensuckte. Das Haus war unsicher, das spürte ich, es hatte wohl lange keinen Fremden mehr erblickt.

Es blies ein lauer Wind, meine Zunge wickelte sich um meinen Gaumen und ich wartete. Wartete auf den Moment des Eintretens. Ich stand, drehte mich im Kreis, starrte ein Loch in den weißen, milchigen Himmel und rührte mich nicht von der Stelle. In der Hand hielt ich die Schlüssel, den Haupttorschlüssel und die kleinen Nebenschlüssel für die Sicherheitssperren. Plötzlich überkam mich Angst. Es war die Angst der Unentschlossenheit.

Einen Moment zu lang und die Situation kippte ins Unhaltbare. Nichts und niemand konnte sie mehr retten. Er war gegangen und hatte den Augenblick für sich entschieden, während ich eine Sekunde zu lange gezögert hatte, am Badewannenrand saß und dem Seifenwasser zusah, wie es sich in den Abguss hineinsog.

„Es ist meine Pflicht in dieses Haus zu treten, den Beschreibungen der Haushälterin folgend den ersten Stock zu erklimmen und sich dem aufzuarbeitenden Material zu nähern,“ hämmerte ein Befehlsstimme in mir.

Rechts und links neben dem Eingang rankte sich Efeu empor. Schmutziger, fauliger Efeu, der bestimmt in die Fensternischen hineinmoderte. Ganz links befand sich eine Holzscheune. Eine Holzscheune für einen Wagen, den es vielleicht nie gegeben hatte, wer weiß.

Ich wusste jedenfalls nicht, warf dem Haus einen entschuldigenden Blick zu und verabschiedete mich.

Der erwartete Moment war mir entglitten. Ich ging zurück, unverrichteter Dinge, die Beine waren mir schwer geworden, und ich strich mir die Haarsträhnen aus dem Gesicht, die mich jetzt, da ich sie bemerkte, zu stören begannen. Ein kurzer

Gedanke an Fräulein Smirna verursachte den Anflug einer gereizten Stimmung und ich beschleunigte meine Schritte. Bei der Busstation angekommen, musste ich dennoch warten. Ich stand da und drehte die Schlüssel in meiner Manteltasche die, so hatte ich den Eindruck davon ganz ausgebeult wurde.

Schuldgefühle machten sich nun vehement hinter meinem Rücken zu schaffen. Sie saßen im Rückenunterbereich und kletterten verbissen Rippe für Rippe entlang um sich schlussendlich am Schlüsselbein festzukrampfen.

Der Bus kam, hielt und fuhr wieder ab.

Drinne der gleiche Salamigeruch, aber vielleicht bildete ich mir das auch nur ein.

„Unter merkwürdigen Umständen gestorben“, diese so sehr im Flüsterton kaum hinübergehauchte Beschreibung eines Todes ...“Endstation, Fräulein“, zischte der Fahrer nach hinten;“ Oder wollen’s mit mir zum Busbahnhof mitfahr’n?“

Der lüsterne Augenzwinkerer ließ mich ganz schnell zur Türe hinausstolpern.

„Aber wie“, dachte ich weiter und schon hatte ich mich in eine Telefonzelle geschoben, um unter schäbigen Telefonbüchern die Nummer der Frau herauszusuchen, die sich als Haushälterin noch bis vor kurzem in dem Haus am Mühlweg 8 aufgehalten hatte.

„Fuller“

„Oh, nein, da bin ich wohl falsch verbunden, ich wollte mit Frau Hägerli sprechen.“

„Ja, da sind’s eh richtig, Frau Hägerli, die bin ich. Mein Vermieter heißt Fuller und da meld’ ich mich immer...“

„Gut, Frau Hägerli, Abschwitz vom Archiv spricht hier, ich hätte eine Frage, würden Sie wohl so nett sein und mit mir zu dem Haus am Mühlweg 8 fahren, denn ich hätte da ein paar Fragen und außerdem haben die Schlüssel nicht gesperrt.“

„Aha, also ich hab' Ihnen aber schon die richtigen Schlüssel mitgegeben, aber vielleicht, na die sind halt schon alt die Schlösser, na gut, fahr' ich halt mit ihnen, aber lange hab' ich nicht Zeit, ich habe nämlich jetzt eine neue Stelle.“

„Wann hätten Sie denn Zeit?“

„Ja, morgen zehn Uhr, kann ich Sie mit dem Auto mitnehmen?“

„Das wäre sehr nett, außerdem könnte ich dann gleich das Archivmaterial mitnehmen.“

Den Schotterkiesweg ließ ich diesmal hinter mir; obwohl ich eine fürchterliche Angst vor herannahenden Autos hatte, war es gut diesmal nicht zu Fuß zu gehen. Frau Hägerli hatte ein dunkelblaues Kostüm und dazu passende Halbschuhen an, die sie vor der Haustüre ganz behutsam abklopfte. Es durfte nur kein Schmutz herein kommen, das hatte sie dem Hausverwalter versprochen. Nur kein Schmutz und das hatte sie in all den Jahren ja auch geschafft, dass kein Schotter vom Schotterkiesweg über die Türschwelle gelangt war. So sehr er sich auch bemühte, immer war Frau Hägerli herbeigeeilt und hatte jedem Besucher die Schuhe abgeklopft.

„Viele waren es ja ohnehin nicht gewesen“, seufzte sie.

Ihr Gesicht schien gezeichnet, wovon, das wollte ich gerne herausfinden.

Das Haus war sehr alt und innen war es mit Holz ausgekleidet. Holzböden und Holzdecken verschafften ihm eine Atmosphäre des Rustikalen.

Ich hatte also meine Schuhe abgeklopft und wir stiegen die Treppen empor.

Bei jedem Schritt knarrte es fürchterlich und ich war froh, nicht allein zu sein. Die obere Tür war abermals geschlossen. Ich schaute sie um eine Erklärung bittend an.

„Sie müssen wissen, Frau Schmied hatte ihren abgetrennten Bereich, den sie von niemandem betreten haben wollte. Vorher wie nachher nicht“, setzte sie fast unhörbar hinzu.

„Was meinen Sie mit vorher und nachher?“, fragte ich, aber Frau Hägerli war schon durch die Tür entschwinden und riss die Vorhänge auf.

Der Raum war eine einzige Lagerstätte von riesigen Regalen, die sich um ein Bett und einen Schreibtisch anordneten.

„Frau Schmied sammelte Briefe“, knapp und ohne eine weitere Erklärung zufügend riss sie weiter die Vorhänge zur Seite. Einen nach dem anderen, wobei sie dies in einer auffallend aggressiven Weise tat, dass ich aufmerksam wurde.

„Frau Hägerli, darf ich Ihnen eine private Frage stellen?“

„Ja bitte, wenn es sein muss, aber lassen Sie mich zuerst alle Vorhänge wegziehen.“

Der Raum war quadratisch und hatte an einer Front riesige Fenster, die aber derart schmutzig waren, dass man fast sicher sein konnte, dass sie die letzten Jahre nicht dazu benutzt worden waren, Licht durchdringen zu lassen.

„Frau Schmied konnte das Licht nicht mehr ertragen, sie war fast blind, und jedes Lichtkörnchen, das sie wahrnahm, schmerzte sie derart, dass sie zu schreien anfang, in so hohen, grellen Tönen, dass man sofort etwas unternehmen musste.“ Zu dieser Erklärung hatte Frau Hägerli sich ob ihrer sonstigen Sorgfalt und Reinlichkeit genötigt gefühlt.

An den Fensterbrettern lagen Fliegen und andere Insekten in Staub gebettet wie in Mehl. Ich setzte mich zu dem Tisch und schaute auf die vielen Regale, die mit Kisten angefüllt waren, darauf alphabetisch die Namen.

„Ich zeige ihnen jetzt die Kisten“, sie schaute mich misstrauisch an. „Sie werden der armen Frau ja wohl nicht hinterherspionieren wollen.“ Mit einem ihr eigenen

Tonfall hatte sie dies gesagt, fast bedrohlich, und ich konnte nichts antworten, rückte am Tisch hin und her und war unfähig aufzustehen.

„Jetzt kommen Sie schon, ich habe nicht ewig Zeit. Hier sind die drei Kisten, die Ihrem Archiv vielleicht nützlich sein können.“

Sie drückte mir einen Karton nach dem anderen in die Hand und ich trug sie zum Auto. Es war eine unheimliche Atmosphäre, die Stufen knarrten, und Frau Hägerli hatte einiges zu verbergen, wie mir schien.

Als ich den letzten Karton zum Auto gebracht hatte, kam sie mir auf halbem Weg entgegen und seufzte erleichtert: „Nun, jetzt haben Sie alles, ich glaube, wir können fahren, ah, ehe ich's vergesse, Sie hatten doch noch eine persönliche Frage, wenn ich mich recht erinnere?“, dabei schaute sie mich prüfend an.

„Nein, warten Sie, ich habe, glaube ich, eine Haarspange beim Tisch abgelegt, lassen sie mich bitte noch einmal ins Haus hinein.“

„Das könnte Ihnen so passen in fremden Geschichten herumzuflanieren, das haben sie wohl alle gern, die Herrn und Frauen Wissenschaftler, aber so geht das nicht.“

Ihr Kompetenzbereich liegt, soweit ich informiert bin, in den Kartons, die sie bereits im Auto verstaut haben, und jede weitere Befugnis müssen sie sich über den Nachlassverwalter holen, so fürchte ich.“

„Nun hören Sie“, mein Gesicht füllte sich mit Röte, „ich wäre gestern auch ohne Sie hereingekommen, lassen Sie doch den kleinlichen Unsinn.“

„Nein, ich fürchte Ihre Neugierde geht zu weit. Lassen wir den Toten ihren Frieden. Spät, aber doch.“

Indem sie mich so abservierte, schraubte sie meine Neugier nur noch um einen Grad höher.

„Wenn Sie jetzt nicht einsteigen, muss ich ohne Sie zurückfahren und Sie kennen ja den Fußmarsch.“

Ihr Höflichkeitsgesicht hatte sie jetzt vollkommen abgelegt und stattdessen schnitt sie mir eine wachsähnliche Drohgebärde entgegen.

Ich fragte mich, was ich in dem Raum hätte finden können, von dem sie nicht wollte, dass ich es finde.

Ich stieg unwillig in den Wagen.

„Fahren Sie mich bitte zum Archiv.“

„Ja, aber etwas mehr Dank könnten sie schon zeigen.“

„Mochten Sie diese Frau ? “, fragte ich mit gedrängtem Atem, während ich zu den Fenstern hinaufblickte, die trauerten, ohne dass ich wußte, warum. Vielleicht weil man sie ausgezogen hatte, ohne Grund , ohne Verlangen. Plötzlich waren sie ohne Schutz, umwachsen von Efeu.

„Ich weiß nicht, warum Sie mich das fragen, immerhin lebte ich 20 Jahre in demselben Haus. Außerdem haben Sie keine Ahnung von dem Leben dieser Frau.“

„Eben“

„Es geht Sie aber auch nichts an.“

„Wenn Sie meinen.“

Schweigend fuhren wir zurück.

Ich mit einigem Groll im Hals und sie mit festgeklammerten Händen hinterm Lenkrad.

Als Sie mich beim Archiv absetzte, hatte sich das Lenkrad bereits in ihre kräftigen Hände hineingefräst. Dennoch sah ich erstaunt, wie sie sich von ihm lösten. So fest hatte sie es umklammert gehalten, dass ich es nicht für ausgeschlossen gehalten hätte, wenn das Lenkrad sich ihre Hände einverleibt hätte, sozusagen als neuer Fixbestandteil. Aber außer einem leichten Abdruck hatten sie sich gütlichst getrennt.

Die Wut hatte sich im Schweigen gesetzt und ich war froh aussteigen zu können. Sie schaute mich nicht direkt an, sondern verabschiedete sich auf meinen Mantel blickend mit gepresster Stimme und fuhr davon.

Offensichtlich hatte ich durch diesen Besuch etwas in ihr ausgelöst. Ich fühlte mich unwohl. Eiligst strebte ich auf das Bibliotheksgebäude zu, das sich aber immer weiter von mir entfernte, je mehr ich mich anstrengte, meine Bewegungen zu beschleunigen. Man muss sich vorstellen, dass ich ja nur einen kleinen Platz zu überqueren hatte. Zwei Kisten hatte ich stehen lassen müssen, da ich Frau Hägerli nicht bemühen wollte sie mit mir zum Gebäude zu tragen.

Ich setzte Schritt nach Schritt und merkte wie ich mich scheinbar auf einem unsichtbaren Laufband bewegte, einem, das eingerastet schien zwischen dem einen und dem anderen Ende des Platzes. Die Betonplatten waren nur Atrappen. Ich versuchte dem Band zu entkommen, aber meine Füße waren wie angewachsen und ich konnte sie weder nach rechts noch nach links bewegen. Meine Arme fingen an mir schwer zu werden, wurden immer länger, leierten aus wie Gummi, und der Karton drohte mir aus den Händen zu gleiten. Ich war verzweifelt, denn die Schrift des Bibliotheksgebäudes entfernte sich immer rascher und rascher, bis ich auf einmal die Silhouette eines Menschen erkannte, der sich mir zielstrebig näherte. Nach einer Weile zeichnete sich die Gestalt schon klarer ab, die Umrisslinien zeigten einen sich schnell bewegenden Mann, der sich mühelos fortbewegte, fast als würde er den Luftwiderstand aufheben. Er war ganz in Schwarz gekleidet und schritt eindeutig eine Linie zu den allein stehenden Kisten entlang. Ich wurde immer panischer, war ich doch am Laufband

festgegossen und entfernte mich gleichzeitig von den Kisten, während der Mann sich ihnen näherte. Doch was sollte ich machen, musste ich mir also die Kisten mit dem wertvollen Archivmaterial stehlen lassen. Ich versuchte rückwärts zu gehen, nichts half, ich wurde befördert.

Plötzlich verschwamm alles rund um mich. Die Gebäude waren wie in Wasser getaucht und zerannen an Ort und Stelle, ich zerrann ebenfalls. Den Aufprall meines Körpers spürte ich trotzdem. Hysterisch, da ohne Kräfte, musste ich mir gefallen lassen, dass der Mann, welcher mir die Kisten stehlen wollte, neben mir hockte und mir eine Whiskyflasche unter die Nase hielt und, weil ich nicht darauf reagierte, es mit einer Art Schnupftabak versuchte. Ich nieste entsetzlich und wirbelte ihm eine Nieswolke ins Gesicht, er lächelte.

Langsam kam ich wieder zu Bewusstsein, schaute den Herrn noch misstrauischer an und versuchte mich zu artikulieren: „Wo haben sie meine Kisten hingetan?“.

Im Grunde war ich nur froh dem Laufband entkommen zu sein.

„Ich glaube, sie befinden sich noch an Ort und Stelle.“

„Aha“, entgegnete ich ohne mich zu vergewissern, stand mit seiner Hilfe auf und stellte mich vor.

Er sagte mir ebenfalls seinen Namen, aber ich vergaß ihn sogleich wieder, dann bat ich ihn mir beim Tragen zu helfen und wir betraten das Gebäude.

Es sah von außen ziemlich trostlos aus. Ein kahler, blankgeputzter Betonbau, dem man das sozialistische Flair schon von der Weite ansah.

Ich schritt neben dem Mann einher, völlig geschwächt und mit herabhängenden Gliedmaßen, die sich kaum zu einer Form zusammenhalten konnten. Die Angst, der Mann würde mir die Kisten stehlen wollen war unbegründet gewesen, außerdem schien er mir seriös und von außerhalb zu kommen. Wir fuhren mit dem Lift in den letzten Stock, wo uns Fräulein Smirna schon erwartete.

Sie habe alles vom Fenster aus beobachtet, gestand sie amüsiert. Ich blickte sie nicht ohne Verwunderung an.

„Nun, Dr. Spelling hat sich Ihnen noch nicht vorgestellt?“

„Doch, doch“, murmelte ich, noch immer nicht ganz geistesgegenwärtig.

„Ja, dann wissen Sie ja, dass er der Mitarbeiter des Institutes von Indiana ist, der sich Einsicht in das persönliche Material des Nachlasses verschaffen will.“

Also doch stehlen, dachte ich verwirrt, schüttelte ihm jedoch nochmals die Hand und wurde jetzt seiner hellen Augenfarbe gewahr. Etwas wässrig, bemerkte ich.

„Kommen Sie, ich zeige Ihnen unsere Institutsräumlichkeiten“, Fräulein Smirna zwitscherte dies mit einem derart lieblichen Ausdruck in der Stimme, den ich ihr gar nicht zugetraut hätte.

Ich hingegen war verwirrt, da Dr. Spelling, ein eben erst vom Dieb zum freundlichen Fremden aufgestiegener Zeitgenosse, nun zum zukünftigen Kollegen mutiert war. Sofort bemerkte ich die ausnehmend freundliche Atmosphäre, die sich zwischen Fräulein Smirna und ihm auszubreiten begann, und ließ mich krankschreiben.

Zu Hause angekommen versuchte ich einen Anflug von Reflexion über den vergangenen Tag anzustellen, dämmerte aber darüber genüsslich ein, in der Nase kitzelten mich noch Reste vom Schnupftabak.

In der Nacht träumte ich von Frau Hägerli, die mir das ganze Haus am Mühlweg 8 zeigte, im Schlafrock bekleidet eine Kette um den Hals trug, auf der kleine Schatullen angebracht waren. Sie flüsterte mir ständig ins Ohr, dass sich in jeder der Schatullen ein Zahn von Frau Schmied befinden würde. Ich erkundete mit ihr jedes Zimmer und bei der Verabschiedung war Frau Hägerli plötzlich verschwunden, während ich eine Kette aus Zähnen um den Hals trug.

Überhaupt war mein Gedächtnis etwas in Mitleidenschaft gezogen, denn ich konnte mich auch nicht mehr an Dr. Spelling erinnern; erst als ich ihn in der Straßenbahn wiedersah, erkannte ich ihn. Er saß in der langen Reihe der Einzelsitze und schien zu schlafen. Nichts hatte sich an ihm verändert. Ich hatte den Eindruck, er habe in der Straßenbahn übernachtet, was natürlich unmöglich war.

Ich setzte mich diskreterweise zwei Sitze hinter ihn, doch schon nach einer Station bemerkte ich etwas Sonderbares. Er murmelte vor sich hin, in so monotoner Weise, dass es sich fast wie Sprechgesang anhörte. Die Mitfahrenden störte er nicht, sie waren seltsame Kreaturen im Straßenbahnalltag gewöhnt.

Ich fühlte mich jedoch verantwortlich und kletterte auf den Sitz direkt hinter ihm und flüsterte „Silence“ ins Ohr.

Er schreckte hoch, „Pardon?“

Ich musste lachen und blickte ihm direkt in seine Wasseraugen, deren Iris kaum sichtbar war.

„Entschuldigen Sie, aber ich war ein wenig eingeschlafen, hatten wir uns verabredet?“

„Nein“, erwiderte ich und versuchte ihm dabei ein gewinnendes Lächeln entgegenzubringen, was auch gleichzeitig meine Verwunderung ob seines Gemurmels zum Ausdruck bringen sollte.

„Ein wunderschöner Tag heute“, murmelte er nun einverstanden mit meiner Höflichkeitsgeste, die ich nun da ich gemerkt hatte, daß er darauf einzusteigen gewillt war nicht weiterführen wollte.

„Hören sie, wir sehen das Material gemeinsam durch und danach wird ihnen Fräulein Smirna einen Raum zeigen, in dem Sie es in Ruhe bearbeiten können.“

„Ja, ich danke Ihnen.“

Kaum, dass ich mich weggedreht hatte, fiel er augenblicklich wieder in den tranceartigen Zustand. Ich hielt ihn nun für eindeutig übergeschnappt und zog die Morgenpost heraus, wo mir gleich die fettgedruckte Überschrift ins Auge sprang:

„Amerikanischer Wissenschaftler auf Forschungsreise in Wimmertal“

Ich las sofort weiter, konnte mich jedoch nicht genug darüber mokieren, was in diesem Provinznest an die große Glocke gehängt wurde.

Fräulein Smirna stand auch heute wieder paradekostümiert und schussbereit vor dem Lift und begrüßte Dr.Spelling, indem sie ihm die Morgenpost an die schwächliche Brust drückte und so erstmals in seine private Zone vordrang.

Dr.Spelling jedoch schien ganz in einer morgendlichen Lethargie gefangen zu sein und ließ sich ohne eine Bemerkung von sich zu geben, zu den Kisten führen.

Gemeinsam sichteten wir das Material, das Korrespondenzen aus den Jahren 1965 - 1970 enthalten sollte, und stießen dabei auf eine fast vollständig erhaltene Anzahl von Briefen. Ich war glücklich darüber einen so umfassenden Nachlass vorzufinden und öffnete den ersten Brief, der das älteste Datum aufwies, als mich Dr.Spelling am Ärmel packte und ungehalten murmelte: „Aber das Jahr 1970 ist unvollständig, ich bitte Sie, Frau Abschitz, bei einem so vollständigen Nachlass ist es doch höchst merkwürdig, dass ausgerechnet die Briefe aus den letzten sechs Monaten fehlen.“

Ich blickte ebenfalls, erstaunt über diese Tatsache, auf die stark vergilbten Briefe, öffnete aber dennoch den sich in meinen Händen fasrig anfühlenden Brief:

„Liebe Frau Schmied!

Ihrer Bitte folgend antworte ich Ihnen und schicke Ihnen beiliegend ein Paket mit den von mir verfassten Schriften zum Thema „Selbsthypnose“

und gleichzeitig meine erste Übungskassette, die Ihnen vielleicht wertvolle Hilfe leisten wird bei den ersten Schritten in die von mir propagierte Richtung der patientenorientierten

Hypnosetherapie. Darüber hinaus möchte ich Ihnen ein persönliches Treffen mit mir zwecks Optimierung Ihrer Behandlung sehr ans Herz legen.

Ich habe aus den Erzählungen über Ihren Aufenthalt in der Schweiz herausgehört, dass sie dort etwas Besonderes erlebt haben, was sie aber erst Jahre später begriffen zu haben meinen. Ich kann Ihnen nun mit großer Gewißheit versichern, dass es sich dabei um nichts Außergewöhnliches handelt. Sie müssen diese Erkenntnis jedoch zulassen, und die Selbsthypnose kann Ihnen dabei sicherlich gute Dienste erweisen.

Hochachtungsvoll und um Ihr Anliegen bemüht,

Ihr Dr. Allmuth.

Ich hatte diesen Brief für mich gelesen, reichte ihn jedoch Dr. Spelling weiter, der ihn für sich als relativ unbedeutend befand.

Wir begannen den Vormittag jeder für sich zu recherchieren, wobei ich mich den frühen Briefen zuwandte, während Dr. Spelling sich den unvollständigen Rest vornahm. Am Nachmittag jedoch gemahnte er mich die Suche nach den fehlenden Briefen nicht zu lange hinauszuzögern und wir fuhren zum Haus am Mühlweg 8.

Ich befand mich wieder in dem Raum der alten Frau, der Tisch und das Bett standen an dem erwarteten Platz, nichts hatte sich verändert, hätte sich denn etwas verändern sollen?

Ich trat zu dem Tisch und sah, dass die Tischlade, üblicherweise benutzt für Schreibutensilien, offen stand. Ich konnte mich nicht erinnern sie in Anwesenheit Frau Hägerlis geöffnet zu haben und das machte mich aufmerksam. Haufenweise

Papier, das unkontrolliert herumschwamm, und bei näherer Befühlung ertasteten meine Hände ein kleines unscheinbares Bändchen, das mein Interesse fand.

Als ich die erste Seite überflog, stand da in großer einladender Schrift:“ Das Tagebuch der Sophie Schmied“.Dr.Spelling hatte einen Erkundungsweg um das Haus angetreten und so war ich geneigt die nächsten Seiten nicht ungelesen zu lassen, sofern ich mir nicht vorstellen konnte wie ein Mensch mit autistischen Zügen ein solches führen sollte.

Liebes Tagebuch, 9.4.1940

Ich habe heute alle Räume dieses Hauses entdeckt und bin vom Keller bis zu den oberen Aufenthaltsräumen alles abgegangen.Es ist hier sehr ruhig.

Die Pfleger schaffen gut überschaubare Räume, in denen ich mich nicht zu fürchten brauche, das Einzige was mich stört, ist, dass vor meinem Fenster keine Tanne steht, so eine, wie ich sie von meinem Fenster zu Hause kenne. Eine mit graugrünen Nadeln, an deren Enden sich Regentropfen sammeln.

In meinem Zimmer steht auch noch ein anderes Bett, was mich beunruhigt.Die Pfleger haben gesagt, dass es erst in ein paar Wochen wieder bezogen wird, aber das verstehe ich nicht.Wie kann ein Bett wieder bezogen werden, war es dann die Zeit vorher unbezogen?

Wenn ich etwas nicht verstehen kann dann werde ich ratlos und fange an wie die anderen ein Wort ständig zu wiederholen bis mir ganz übel wird und es in meinem Mund zu faulen beginnt. Es fault dann so lange vor sich hin bis ich es ausspucke und mir ein anderes Wort suche, denn schlucken kann ich es ja nicht. Man kann ja keine Worte schlucken, das wäre unverantwortlich.

Zu Hause, zumindest dort, wo meine Eltern gewohnt haben, hat jeder sein Zimmer gehabt, mit den Möbeln und den Betten, die immer am gleichen Ort gestanden

sind, nur einmal, da habe ich mein Bett jemandem anderen überlassen müssen, wobei ich nicht verstanden habe, warum ich das tun musste.

Mein Bett gehört ja mir und es kann sich nicht ständig auf einen anderen Rücken umstellen. Heute habe ich auch zum ersten Mal das Musikzimmer gesehen. Die Pfleger haben mir erklärt, dass dieses Zimmer dazu da ist, damit man sich kennen lernen und miteinander musizieren kann. Man kann natürlich alle Instrumente ausprobieren, hatten sie mir gesagt. Am Nachmittag haben sich dann ein paar im Zimmer versammelt und haben wild auf die Instrumente eingeschlagen oder zumindest ist es mir so vorgekommen, auf jeden Fall bin ich in die Küche hinunter geflüchtet und habe die Köchin angebettelt, sie solle mir irgendein Gemüse geben, zum Essen.

Sie hat mir ein paar rohe Blumenkohlröschen geschenkt, die ich mir gleich in die Ohren gestopft habe, dann bin ich in mein Zimmer gegangen. Auf dem Weg dorthin habe ich die Röschen verloren, sie sind mir einfach aus den Ohren herausgepurzelt. Als ich in meinem Zimmer war, ist der Krach im Musikzimmer, das neben meinem Zimmer liegt, plötzlich ganz laut geworden und ich habe zu schreien begonnen, wie immer, wenn mich Lärm erschreckt. Dann habe ich mich aber schnell selbst beruhigt, denn schreien gehört sich nicht für eine junge Dame, hat meine Mutter gesagt und so habe ich angefangen meine Kleider aus dem Kasten herauszuschmeißen und sie wieder neu zu ordnen, das mache ich jetzt schon zum fünften Mal seit ich hier bin. Ich schreibe mir dann auch immer auf, wie ich die Ordnung verändert habe, damit nichts verloren geht. Am Abend bin ich dann lange vor dem Kasten gesessen und habe die Ordnung kontrolliert.

Ich überspringe ein paar Seiten wahllos, fürchte dass Dr. Spelling mich überraschen könnte, und lese weiter:

Heute ist der 12.4.1940 und ich habe etwas Wunderbares erlebt.

Ich bin die Stufen heruntergekommen am frühen Morgen, alles war ganz still, auch die Pfleger haben scheinbar noch geschlafen und ich bin hinausgelaufen in den kleinen Park, der sich vor dem Heim befindet. Ich wollte unbedingt den frischen Tau auf meinen Füßen spüren. Tau kühlt, kühlt meine Schmerzen die sich manchmal die ganze Wirbelsäule hinaufwinden und mich nicht ruhig schlafen lassen, so lange bis ich meine Füße kühle, dann beruhigt sich der Schmerz und ist besänftigt. Ich bin ein paar Schritte gelaufen und habe den Morgengesang der Vögel begrüßt.

Bei der Tür durchgeschlüpft, habe ich jemanden angetroffen, den ich noch nie gesehen habe, aber das ist nicht verwunderlich, denn ich kann mich selten an Gesichter von Menschen erinnern. Ich war irgendwie müde und habe mich auf die Stufen gesetzt, die ganz glatt sind und kalt.

Und dann bin ich so dagesessen, wie lange, das weiß ich nicht, auf einmal habe ich gespürt wie mir anfängt ganz warm zu werden, ich weiß selbst nicht warum und dann habe ich in mich hinein gehorcht und habe festgestellt, dass ich zu summen angefangen habe. Ich habe gemerkt, daß ich mitsumme zu einer Melodie die ich kenne oder zu kennen scheine. Und wie ich da sitze und in mich hineinlausche und summe, höre ich aus dem Musikzimmer Töne, die meinen ähnlich sind, und ich frage mich, wie der Mensch da drinnen auf den Gedanken gekommen ist genau in diesem Moment die gleichen Töne zu finden, einen Raum weiter die gleiche Melodie zur selben Zeit zu spielen.

Es ist immer noch sehr still und ich stehe auf, ich bin jetzt ganz neugierig und öffne die Tür einen Spalt, damit ich die Musik überprüfen kann. Ich setze mich ganz sanft vor die Tür, sodass der Mensch drinnen nicht merkt, dass da jemand vor der Tür sitzt und lasse mich von den unbekanntenen Händen in meinem Tönen führen. Ich singe ganz leise und folge einer Reise, die mich nicht ängstigt, da ich ja festen Boden unter meinen Füßen spüre.

Auf einmal, ich habe nichts bemerkt, steht ein Pfleger vor mir und sagt, ich solle mich hinlegen, denn ich sei bestimmt noch müde. Ich habe ihm versucht zu zeigen, dass ich nicht müde bin, aber er hat mich trotzdem nach oben geschickt.

In meinem Zimmer habe ich mich dann auf mein Bett gelegt und die ganze Zeit die Melodie vor mich hingesummt, so lange bis sich mein Herzschlag beruhigt hat und ich von selbst eingeschlafen bin.

Dr. Spelling war weit weg, in meinen Gedanken sah ich eine junge Frau vor mir, die in einem hellblauen Nachthemd durch den Raum schreitet, in der Hand das Büchlein, ihr Tagebuch, das sie schützend vor ihre Brust hält, während sich lautlos Tränen in ihren Augen bilden. Sie liest vor sich hin, einen Tag nach dem anderen, während sie den Raum durchmisst wie auf einer unsichtbaren elliptischen Bahn, deren Brennpunkte sie zum Anhalten zwingen. Dort hält sie für einen kurzen Moment inne und hebt ihren Blick von den Seiten.

Ich war ganz versunken in ihren Anblick.

„Frau Abschwitz“, von weit her tönte eine Stimme, die junge Frau läßt sich nicht beirren, aber ich, obwohl ich meine Augen nicht von ihrem Anblick zu trennen vermochte, antwortete versunken: „Ja?“

„Kommen sie doch kurz herunter, bitte.“

Ich fühlte mich nicht bei Sinnen, spürte wie mein Rumpf sich automatisch erhob, die Gliedmassen sich ordneten und in Richtung Tür steuerten, obwohl sich die Augen noch nicht gelöst hatten von dem Tagebuch, das sich jetzt wie von selbst in der Tischlade verstaut hatte, zwischen all den Blättern und Papieren.

Prompt ging ich in die falsche Richtung, die Häuserwand strafte mich mit einem verächtlichen Blick, und Dr. Spelling rief, rief von ganz woanders, aber ich war nicht fähig die Richtung zu empfinden, aus der die Stimme kam. Auf einmal stand er vor

mir, aufgepflanzt wie eine zweistöckige Tanne, und begrüßte mich mit ausladenden Bewegungen .Er schien wieder in einen tranceartigen Zustand gefallen zu sein.

„Bitte reden Sie mich mit Charles an.“

„Aber gern“

„Danke, und rufen Sie mir bitte zu: ‚Charles, dinner is ready!‘

Nach zehnmalem Wiederholen erwachte Dr. Spelling und hatte eine vollständige Amnesie darüber, was passiert war.Er schaute mich dankend an, denn er ahnte, was vorgefallen sein musste.

„Ich falle in letzter Zeit ganz von selbst in diese halb tranceartigen Zustände und man kann mich nur durch gewisse alltägliche Reizsätze daraus aufwecken.Sie müssen verstehen, jeder Arzt ist für sich selbst das beste Forschungsobjekt.“

„Aber man kann es auch übertreiben“, erwiderte ich etwas ungehalten, drehte mich um und setzte mich auf einen Holzstuhl, der an die Hausmauer angelehnt war.

„Haben Sie die fehlenden Briefe schon gefunden ?“, fragte er mich jetzt.

„Nein“, aber ich glaube , ich habe eine Ahnung wo sie sein könnten.“

So angelehnt an diesen Stuhl über die angrenzenden Felder blickend, vor mir den hageren Arzt, der seine eigenen Experimente nicht unter Kontrolle halten konnte, der aber durchaus sympathisch sich jetzt ebenfalls auf einen angelehnten Stuhl setzte, sich sein Schnupftabakdöschen aus der Jackeninnentasche zog und mir über seine Arbeit zu erzählen begann.

Ich hörte ihm zwar zu, konnte jedoch nicht umhin währenddessen den morschen Bretterzaun zu betrachten, der vor sich hinkränkelte und den man den Winter über einfach seinem Schicksal überlassen hatte.

„Wissen Sie, Dr. Allmuths Forschungen auf dem Gebiet der Hypnose sind viel umfassender, als man bisher anzunehmen bereit war. Er hat eine völlig neue Art des Rapports zwischen Arzt und Patient eingeführt, dahingehend, dass sich der Therapeut am Beginn einer Sitzung durch Selbsthypnose in einen halb tranceartigen Zustand versetzt, durch den auch der Patient ganz automatisch in eine langanhaltende Trance fällt, in der zwischen Patient und Arzt ganz tiefgehende Austauschprozesse stattfinden, die gleichzeitig durch einen von ihm entwickelten Apparat aufgezeichnet und gemessen werden können. Während der Patient sich jedoch auf einer mittleren Trancestufe befindet, vermag der Behandelnde sich durch eigene Methode in immer wachere Bewusstseinszustände hinaufzuwinden. Sie müssen sich das wie eine Wendeltreppe vorstellen, an der sie hinaufgleiten, und in eben diesem Prozess, übernimmt der Arzt dann wieder die führende Funktion, indem sich durch seine Suggestionen, die er in Form einer bildhaften Sprache ausspricht, eine innere Heilung vollzieht, die im

Unterbewußten tief verankert, dem wachen Bewusstsein neue Handlungsspielräume ermöglicht.“

„Sie meinen also, dass der Patient und der Arzt am Anfang ihres Rapports auf gleicher Ebene stehen?“

„Ja genau, durch diese Gleichwertigkeit und das gemeinsame Erleben, werden die Schutzmechanismen des Patienten viel schneller abgebaut und er fühlt sich beim Arzt nicht mehr als Patient, sondern als Partner.“

„Interessante Sichtweise.“

„Ich sage Ihnen, die Heilungsmöglichkeiten, die dadurch entstehen, sind ungeahnte.“

„Wie lange forschen Sie schon an diesem Institut?“

„Nicht lange, vorher war ich nur als Psychiater tätig, aber seit ich mit Dr. Allmuths Schriften in Berührung gekommen bin, hat sich mir ein Forschungsgebiet erschlossen, das ich nicht missen möchte. Durch diese Methode ist es möglich das Unbewusste der Seele eines Menschen an die Oberfläche zu bringen. Es gibt aber natürlich genau durch diese Möglichkeiten auch verstärkten Missbrauch in der Anwendung, dem wir seit Jahren durch Verbesserung der Ausbildungsinstitute entgegenzuwirken bemüht sind. Bei unsachgemäßer Behandlung kann nämlich die physiologische und psychische Grundstruktur des Behandelten in ein derartiges Ungleichgewicht kommen und, schlimmer noch, völlig verändert und teilweise unwiederbringlich zerstört werden.“

Dr. Spellings Wasseraugen waren nun stark verkleinert und seine Pupillen hatten sich zu schwarzen Punkten zusammengezogen, während sich auf seiner Stirn winzige Fältchen bildeten, die sorgenvoll von einer Stirnecke zur anderen zuckten.

„Es ist nicht leicht den angehenden Hypnotherapeuten das Verantwortungsbewusstsein tief genug einzuprägen, auch dafür sollte die Eigenhypnose herangezogen werden.“

Übrigens haben Sie sicher auch über Dr. Allmuths Wahnvorstellungen gelesen, nicht auszudenken, wenn er in diesem Zustand mehr Menschen therapiert hätte, als diese arme Frau, der er auch über Fernsuggestion schon genug angetan zu haben scheint.“

„Sie meinen, in seinen Briefen hat er ihr Suggestionen vorgeschrieben, die ihm sein Wahn diktiert hat?“

„So lässt sich zumindest die Tatsache verstehen, dass die Briefe dieser Frau immer seltsamere Formen annehmen. Außerdem kann man den Aufzeichnungen

entnehmen, dass sein Wahn immer tiefer sein Denken durchsetzt hat, sodass er scheinbar nicht mehr in der Lage war sein Wahndenken von seinem Normaldenken zu unterscheiden.

Ich werde demnächst auch die Haushälterin aufsuchen, von der Sie mir erzählt haben, vielleicht kann sie uns etwas über die Veränderung Frau Schmieds im Zuge ihrer Behandlung erzählen.“

„Ich hätte noch eine Frage, Dr. Spelling: Welche seltsamen Formen nahmen die Briefe von Frau Schmied an?“

„Das Merkwürdige an den Antwortbriefen dieser Frau ist, dass sie sich in einem Maße veränderten, wie ich das noch nie zuvor erlebt habe. Die Schrift beginnt sich sukzessive in ihre Bestandteile aufzulösen und auch die Buchstaben nehmen

seltsame Formen an. Mehrmals erzählt sie in den Briefen von einer Wortallergie, die sie dazu gebracht hat jeglichen Kontakt mit der gesprochenen Sprache zu vermeiden und so völlig zurückgezogen von der Außenwelt zu leben. Außerdem habe sie durch diese Wortallergie auch Ekel vor manchen Worten in geschriebener Sprache, die sie dem Professor in einer Art Geheimcode übermittelten wollte, um so ihren Heilungsprozess nicht zu gefährden. Irgendwann in den letzten Briefen stehen nur noch vereinzelte Buchstaben da, und ihre Unterschrift hat sie mit Vocalise gesetzt, welches ein Stück von Serge Rachmaninov ist, wie ich herausgefunden habe.

Auf jeden Fall ist der Krankheitsverlauf dieser Frau völlig ungeklärt.“

„Kommt in diesen Briefen auch die Lebensgeschichte zum Vorschein?“

„Ja, am Anfang sind ihre Briefe von einer derartigen sprachlichen Brillanz, die mich verblüffte, die aber bei Menschen mit autistischen Zügen nicht selten zu finden ist. Darin erzählt sie von ihrem Leben in einem Heim in der Südschweiz im Tessin, dass sie angeblich besuchen musste, weil sich die Familie vor einer Inhaftierungswelle aus politischen und steuerlichen Gründen nach Südamerika

abgesetzt hatte. Warum sie ihre Tochter dorthin nicht mitnehmen konnten, geht aus ihren Erzählungen nicht hervor. Sie erzählte auch von einer Frau, deren Mann durch die Hilfe ihrer Eltern vor einem ähnlichen Schicksal gerettet werden konnte und die sich auf Grund dessen dazu verpflichtet hatte ihr ein Leben lang zur Seite zu stehen. Sie beschrieb das in der für solche Menschen üblichen emotionslosen Weise. Am Ende jedes Briefes endete sie mit der Bitte, Dr. Allmuth möge ihr helfen das schwarze Licht, das sich in ihrem Körper eingenistet hat zu vertreiben.

Sie war anscheinend in einen tiefen depressiven Zustand gefallen, der für einen Menschen mit autistischen Zügen vernichtende Auswirkungen haben musste. Sie erzählte in ihren Briefen auch von einer Art des Sehens, das sie manchmal dazu befähigte durch die Wolken durchzuschauen, und dass sie dieser Art oft kein Ende setzen konnte, weitergezogen wurde von ihr, ihre Augen in einen Strudel gerieten, einen freien Fall, in dem ihr Körper keinen Halt mehr finden konnte und unter der Last dieser Fähigkeit zusammenbrechen drohte. In späteren Briefen ging ihre sprachliche Brillanz immer mehr verloren und sie fing die Erlebnisse, die sie durch die Selbsthypnose machte, immer einsilbiger zusammen. Irgendwann hat Frau Schmied endgültig aufgehört Rückmeldungen zu geben. Der Kontakt brach ab. Was in der Zwischenzeit in Dr. Allmuth's Leben passierte, wissen wir, das Leben dieser Frau hingegen liegt im Unklaren. Einen Brief, der zwei Monate nach der letzten Rückmeldung datiert ist, haben wir dennoch gefunden.

Er zeigt eine unerklärlich starke Veränderung und ist im Gegensatz zu den Briefen, deren Sprachstruktur gänzlich zerstört ist, wieder in einwandfrei geschriebener Sprache.“

„Was war passiert?“

„In den letzten Zeilen die dieser Brief enthält, schilderte sie ganz glücklich ihre Überwindung der Wortallergie und wie sie ihren Blick gezähmt hätte

und nun immer mehr zu erblinden im Begriff war, was sie aber nicht zu beunruhigen schien. Sie erzählte auch, dass kleinste Lichtkörnchen sie in eine

Raserei bringen konnten, die wiederum ihre Haushälterin nicht aushielt, und sie deshalb dicke Wollvorhänge an den Fenstern anbringen ließ, die sie ins Dunkel hüllten.“

„Und gibt es Aufzeichnungen Dr.Allmuths darüber, ob er ihr eine Antwort geschrieben hat?“

„Nun, Dr. Allmuth hatte zu dieser Zeit selbst die Kontrolle über sich verloren, aber laut meinen Aufzeichnungen sind dies genau jene Briefe, die in unserem Nachlass zu fehlen scheinen.“

„Es kann sich doch nur um ein,- zwei Briefe handeln?“

„Ganz recht, aber diese Briefe könnten sich entscheidend auf die Biographie auswirken.“

Wie durch ein Zeichen hatten sich die Schäfchenwolken um die müde werdenden Sonnenstrahlen gebildet und Dr. Spelling angestrengt vom Erzählen, wandte sich mir zu :“Ich glaube, wir sollten morgen wieder kommen und unsere Suche fortsetzen.“

„Ich denke auch.“

Daraufhin gingen wir gemeinsam in das Haus, um den oberen Trakt wieder sorgfältig zu verschließen.Ein eigentümlicher Windhauch ließ im ganzen Haus einen derart starken Zug entstehen, sodass die klapprigen Fenster fast aus den Angeln gehoben wurden und mich ein kalter Schauer erfasste. Ich hakte mich bei Dr.Spelling unter, wobei mir das bittersüße Lächeln Fräulein Smirnas derart in die Zähne zog, dass ich meiner Schmerzempfindlichkeit zuliebe meinen gesamten Mut zusammennahm und mich gleich wieder aushakte.

Ich öffnete die Türe des Zimmer, als ich überrascht feststellte, das alle Fenster sperrangelweit offen standen. Durch den erneuten Zug der entstanden war, wirbelte es sämtliche Briefe aus den Kisten.Ich verstand nichts mehr, schaute Dr.

Spelling an, der wohl meinte, ich hätte dies verbochen und mußte mich setzten. Ich konnte und wollte mich nicht verteidigen. Ich saß einfach da, während draußen ein leises Motorengeräusch zu hören war, dass ich anfangs gar nicht richtig wahrnahm, zu gewöhnt an die tägliche Geräuschkulisse. Beide stürzten wir zu den Fenstern, nicht ohne Vorsicht auf die Briefe, die den ganzen Boden bedeckten und die wir auf keinen Fall beschädigen wollten.

Der Wagen bog um die Ecke, gerade so schnell, dass ich die letzte Ziffer der Nummerntafel hatte lesen können, aber ich hätte es auch so gewusst.

Dr. Spelling war nahe daran in seinen Trancezustand hineinzufallen und blickte mich mit aufgerissenen Augen und einer Art Ratlosigkeit an.

„Wer war das ?“

„Frau Hägerli“, knapp und ohne besondere Modulation in der Stimme, entfuhr mir der Name.

„Sie ist besagte Dame, die Frau Schmied den Haushalt führte, außerdem scheint ihr etwas an der Tatsache zu missfallen, dass wir hier ihren Briefnachlaß sichten.“

Dr. Spelling schien überhaupt nichts mehr zu verstehen, öffnete sich hastig den obersten Knopf seines Hemdes und ließ sich ebenfalls zu Boden sinken. Doch da der Boden, übersät von Briefen, nicht wirklich eine Entspannung bot, schossen wir fast zeitgleich wieder in die Höhe und rannten aus dem Zimmer, die Stiegen hinunter, montierten hastig die Sicherheitsschlösser und hatten, ohne es miteinander besprochen zu haben, den gleichen Gedanken: Frau Hägerli musste zur Rede gestellt werden. Ihr zu folgen war natürlich ein sinnloses Unterfangen, welches uns bei der nächsten Raststätte halten ließ. Müde und unter der Abstinenz unserer sonst so geordneten Gedanken leidend betraten wir die halbleere Raststation. Ein Ort für Reisende zwischen da und dort, Lastkraftwagenfahrer mit ihrer „On the Road“-Mentalität, Ausflügler mit roten Bäckchen und Familienväter und Mütter mit Zigaretten-Kaffee- Kuchen-Nachmittagspausengesichtern dachte

ich mir. Wir waren gerade im Begriff uns zu setzen, als ich im hintersten Winkel des abgetrennten Nichtraucherbereichs, Frau Hägerlis blaues Kostüm erblickte, dazu passend die Halbschuhe und ihre cremefarbene Handtasche, die lässig über der Stuhllehne baumelte. Erstarrt vor Erstaunen konnte ich Dr. Spelling keine Andeutung geben, zu taub fühlte sich meine Zunge an, die in meinem Mund nach Sprache forschte.

Ich beobachtete sie daraufhin mit geschärftem Blick, während Dr. Spelling mich mit Fragen überhäufte, genau die Frau betreffend, die fünf Meter weiter ihren Kaffee trank, peinlichst darauf achtend keinen Tropfen aufs Tischtuch zu verlieren.

Dr. Spelling fühlte sich auf einmal wieder entzweit, wo sich doch gerade eben noch eine Einheit von zwei Verfolgern gebildet hatte und fing ob meiner kargen Antworten (mein Taubheitsgefühl hatte sich noch nicht vollständig aufgelöst) mit einer Art Selbstgespräch an, dass ich nur als englisches Genuschel identifizieren konnte. Mein Blick hatte sich währenddessen weiterhin auf Frau Hägerlis Kuchenesszeremonie konzentriert. Was hatte es ihr gebracht, das ganze Zimmer durcheinander zu bringen, und hatte sie vielleicht Briefe entwendet?

Was war mit dem Tagebuch, lag es noch in der Tischlade oder hatte sie es in ihrer cremefarbenen Handtasche mitgenommen, und warum brachte ich nicht den Mut auf zu ihr hinzugehen und sie zur Rede zu stellen?

Kaum darüber im Bewusstsein, mich nicht in einem Kriminalroman zu befinden, versenkte ich mich unter einer großformatigen Wochenzeitschrift, deren Worte und Buchstaben mich samt Körper verschluckten.

Dr. Spelling konnte sich nun allmählich aus seiner Beruhigungsselbsthypnose herauslösen und forderte mich nun auf meinerseits aus der Zeitung wieder aufzutauchen. So ohne Taucherbrille war es ja auch nicht möglich, länger als ein paar Minuten unter Wasser zu bleiben. Wir bezahlten an der Theke und gingen.

Zu Hause angekommen konnte ich mir mein Handeln nicht mehr erklären. Warum hatte ich sie in Frieden gelassen, und hatte sie mich nicht vielleicht doch bemerkt?

Am Abend zog ich die Vorhänge fester zu als üblich und fror bei dem Anblick einer einzelnen Tomate im Kühlschrank.

Gleisendes Kühlschranklicht eiste die glatte Haut der Tomate, die auf den Plastikstäben des Kühlschranks ruhte. Schnell schloss ich ihn wieder und fütterte meinen Hamster, dessen unermüdliche Bewegungen im Laufrad ich bewunderte, mit Erdnüssen.

Manchmal, so schien mir, kam man einer Geschichte einfach nicht auf den Grund.

Ich konnte jedenfalls keinen Sinn darin entdecken, dass Frau Hägerli unseren Arbeiten nachspionierte und sie scheinbar auch zu behindern versuchte.

Ich stand auf, setzte mich auf die andere Seite der Couch um schlussendlich wieder aufzustehen und die Vorhänge auf die Seite zu ziehen, mit einer Geste, die Frau Hägerlis Geste nicht unähnlich war. Ein Bild tauchte in mir auf, in dem ich mich zum Telefon greifen sah, um die Polizei anzurufen.

Doch irgendetwas hielt mich davon ab. Abwarten. Frau Hägerli beobachten. Abwarten. Dr. Spelling betreuen. Abwarten.

Ich schlief samt Bekleidung ein, mein Hamster hatte mich in den Schlaf geradelt.

In der Nacht träumte ich vom Rat der weißen Mondsicheln, die sich versammelt hatten, um den Tod von Frau Schmied zu beschließen, die den Himmelsbewohnern nur Schaden bereite. Eine Mondsichel hatten das Gesicht Frau Hägerlis.

Es vergingen nun Wochen, die Dr. Spelling und ich damit zubrachten, die Kisten wieder zu ordnen und den Schaden, den Frau Hägerli angerichtet hatte wieder zu beheben. Es war ein Zeitverlust in der Aufarbeitung des Materials, der Dr. Spelling teuer zu stehen kam, dessen Aufenthalt für eine maximale Zeitspanne von zwei

Monaten vorgesehen war. Viele der Absender an Frau Schmied trugen interessante Namen, die mich vermuten ließen, dass sie eine ganz erstaunliche Briefkorrespondentinnenkarriere durchlaufen haben musste. Immer wenn Dr. Spelling aus dem Raum trat, um sich an seinem Schnupftabak zu verkosten, setzte ich mich zum Tisch, in dessen Lade mich das Tagebuch bändchen erwartete. Ich mußte es täglich in Händen halten, sonst war es nicht gewillt sich von mir finden zu lassen, derart tief konnte es sich in der Lade verstecken. Ich war froh, daß es solche Schutzmaßnahmen kannte, denn sonst hätte es Frau Hägerli sicher ausfindig gemacht.

Eines Nachmittags, Dr. Spelling war eben hinausgegangen, hatte ich plötzlich das Gefühl jemand würde sich hinter dem Vorhang verbergen. Ich nahm das Bändchen aus der Tischlade und sah, dass es an einer bestimmten Stelle

aufgeschlagen war. Ich stellte meinen Stuhl in die Mitte des Raumes, genau dorthin wo die Sonnenstrahlen ins Zimmer fielen und begann zu lesen.

Liebes Tagebuch, am 5.7. 1940

Ich habe gewagt mich dem Klavier zu nähern, während Er spielte. Ich weiß, dass Er Paul heißt, weil ein Pfleger diesen Namen gesagt hat. Paul wollte, dass ich mich neben ihn setze, und ich sollte die rechte Hand dazu benutzen die Tasten in der Weise niederzudrücken, wie er es mir deuten wollte. Ich habe ihm gesagt, dass ich die Tasten nicht konnte und sie für mich alle gleich ausschauten, ich also keinen Unterschied erkennen könne und lieber unter dem Klavier sitzen wolle als so neben ihm. Er hat gelächelt und ich habe mich unter das Klavier gesetzt und seinen Tönen gelauscht. Ich weiß immer welcher Ton auf den nächsten folgt, und das gibt mir Sicherheit. Pauls Hand und meine Ohren müssen irgendwie zusammengehören. Durch die Fensterscheiben haben die Sonnenstrahlen hindurchgeblitzt und ein Strahl hat sich bis unter das Klavier verirrt und hat mir den Boden auf dem sich meine Hände abstützten, gewärmt. Paul ist gut zu mir, er lässt mich in Ruhe, lässt mich mit den Tönen ganz allein.

Ein Ton ist wie ein Haus mit vielen Räumen. Du kannst von Raum zu Raum gehen und bist doch in einem Haus. Die Räume sind die vielen Schatten die ein Ton in sich birgt, wie in einer Farbe sich Licht und Dunkelheit vereinen, so ist das auch bei den Tönen. Paul hat heute nur für mich gespielt , die Melodie, die er das erste Mal gespielt hat, als ich ihn hörte, doch dann hat er auf einmal aufgehört und hat sich zu mir unter das Klavier gesetzt und mir den Arm um meine Schultern gelegt, das habe ich nicht verstanden. Ich habe ihn gebeten, dass er wieder weiterspielen möge, und er ist auf gestanden und hat sich zum Fenster gestellt. Das habe ich wieder nicht verstanden und das hat mich sehr traurig gemacht, daß ich nicht erkannte, warum er nicht weiterspielen konnte und ihm auch nicht helfen konnte wieder der Musik nah zu sein. Ich bin dann aufgestanden und habe mich aus dem Zimmer geschlichen, unter dem Klavier war es ganz kalt geworden.

Nach einer Weile begann sich der Vorhang ganz leicht zu bewegen und es löste sich daraus wieder das Mädchen in dem hellblauen Nachthemd. Diesmal hielt sie das Bändchen nicht in ihren Händen, sondern schien beglückt von ihrem Sein mich anzulächeln. Sie lächelte ins Nichts, ihr Blick schien schwerelos mich zu durchgleiten und in meinen Ohren begann ich immer deutlicher eine Melodie zu hören, die von ihren lautlosen Lippenbewegungen sich direkt zu mir übertrug. Ich kannte diese Melodie nicht Als ich mich näher auf sie konzentrieren wollte, merkte ich, dass mir das Bändchen von den Knien gerutscht war, und ich hob es auf. Sofort fand ich die Stelle wieder, an der ich aufgehört hatte zu lesen.

Liebes Tagebuch, 10.8.1940

Es ist viel Zeit vergangen, seit ich dir die letzten Zeilen anvertraut habe. Das Heim hat seinen Schrecken für mich verloren, weil es das Musikzimmer gibt, in das ich mich zu jeder Stunde flüchten kann. Auch die Pfleger respektieren meine Liebe zu den Tönen. Wenn ich im Park spazieren gehe, singe ich immer und niemand gemahnt mich aufzuhören. Wenn mir ein Mitbewohner zu nahe kommt fange ich an wie wild zu tönen und die heftigsten Gebärden zu machen , sodass die meisten Angst vor mir haben. Eine Frau jedoch lässt sich nicht so leicht abschütteln, sie

taucht ständig dort auf, wo ich bin und ich weiß nicht, ob das Zufall ist oder Magie. Ich kann zwar ihr Gesicht von den anderen Gesichtern im Heim nicht unterscheiden, aber etwas liegt in ihren Bewegungen, das mir vertraut ist. Irgendwo habe ich einmal gelesen, dass man sich mit Hilfe von Gedanken durch Raum und Zeit fortbewegen kann, wenn man will. Auf jeden Fall finde ich sie sehr merkwürdig, aber da sie nicht mit mir sprechen will, fällt es mir nicht schwer sie zu ignorieren. Gestern abend bin ich zu Paul hinunter ins Musikzimmer geschlichen, zu einer Zeit, in der es eigentlich verboten ist, sich noch in den Gemeinschaftsräumen aufzuhalten. Ich glaube, es hat mich niemand gesehen. Paul spielte gerade wunderschöne Melodien, die ich sogleich in mich aufgesogen habe und ich nahm meinen üblichen Platz unter dem Klavier ein. Er hat dann angefangen wieder meine Melodie zu spielen, doch dabei fühlte und horchte ich ganz anders als sonst. Plötzlich fühlte ich, wie sich mein sonst so verschwommenes Inneres zu klären begann. Ich fühlte, wie sich die Töne einen Weg zu mir bahnten und ich verspürte das Bedürfnis den schützenden Raum zu verlassen, um mich neben Paul auf die Klavierbank zu setzen. Paul spielte weiter, denn er konnte ja nicht ahnen, was sich in mir zu vollziehen begann. Es breitete sich ein Gefühl in mir aus, das mich erschauern ließ. All meine Ängste schienen aus den Fenstern meines Innenhauses zu fliehen und es breiteten sich Farbklingen aus, die in ihrem Inneren vibrierten und einen weißmilchigen Kristall bargen, der wiederum von Mondlicht genährt, meinen Körper durchstrahlte und gleichzeitig durchwogte, sodass sich der Schmerz in meinem Rücken in ein sanftes Rauschen auflöste, das durch meine Arme und Beine abfloss. Ich fühlte immer stärker den Kristall in mir, der sich wie eine Blume zu öffnen begann und kelchartig sich nach außen stülpte, sodass die Gefühlsporen sich zu öffnen begannen und den warmen Regen spürten, der sich durch die Töne zu ihnen durchwand. In einem Moment, in dem mir ein frohlockender Seufzer entschlüpfte, drehte sich Paul zu mir und ich spürte eine Öffnung, die ich zuvor nicht gekannt hatte. Er hatte die letzten Töne mit seiner rechten Hand gegriffen und mich dabei angesehen. Für einen kurzen Moment habe ich mich gespürt, meinen Seelengrund ertastet und bin aufgetaucht aus dem Nebel meines Andersseins, in

dem ich sonst gefangen war. Paul legte den Arm um mich und ich habe geweint. Noch nie in meinem bisherigen Leben habe ich es für nötig erachtet anderen meine Gefühle zu zeigen, nie habe ich es auch anders vermocht, als mich bei Gefühlen, die mich zu überwältigen drohten, in meine maskenhafte Erstarrung zu flüchten. Nie wäre mir eine andere Möglichkeit auch nur je lebbar erschienen. Und jetzt in diesem Moment, in dem mein Herz erstmals aufgerissen schien, nackt und offen, rollten die Tränen in meine Hand. Ich schämte mich unendlich meiner Schwäche, löste seinen Arm, der seltsam zitterte von meinen Schultern und bin aus dem Zimmer geschlüpft. Ich glaube, er hat es nicht verstanden.

Dr. Spelling war unbemerkt in den Raum getreten und hatte sich hinter mich gestellt. Ich habe ihn nicht wahrgenommen, habe von den Seiten aufgeschaut zu den Wollvorhängen, zu den Kisten, dann aus dem Fenster zu der Tanne, die dort stand und hinter der sich die Sonne versteckt hatte. Ich war wie eingepackt in ein Vakuum eines Lebens, das mich zu sich hingezogen hatte, als mir Dr. Spelling seine Hand auf die Schulter legte. Ich hatte ihn nicht bemerkt und auch jetzt schien er wie aus einer anderen Welt von Ferne an meine zu klopfen. Ich spürte seine Hand, spürte mein Herz, wie es schlug und fing an zu weinen.

„Was haben Sie denn nur?“

Charles hatte sich neben mich hingehockt und seine Frage begleitete eine hilflose Geste, mit der er mir das Bändchen aus den Händen löste. Diesmal konnte er mir nicht mit seinem Schnupftabak oder mit seinem Whisky helfen. Er schaute mich mit seinen Wasseraugen an, die durch meinen tränenverschleierte Blick jetzt noch verschwommener wirkten, legte das Bändchen auf den Tisch, kam zurück und umarmte mich, mich, die ich gerade zu verstehen begonnen hatte. Ein Verstehen, dass ich nicht erklären konnte und welches mich nicht in Worten denken ließ.

Am nächsten Tag, unsere Ordnungstätigkeit war gut vorangeschritten, bemerkte Dr. Spelling eine Frau mit Fernglas, die sich in einiger Entfernung hingestellt hatte

und die uns zu beobachten schien. Es war natürlich Frau Hägerli, die ihre ganze Passion in diesen Fall zu legen schien und ausgestattet mit einem seltsamen Fernrohr mitten in der Wiese stand, wie ein Jäger auf verlorenem Posten. Noch immer konnte ich mich nicht dazu durchringen, Dr. Spelling die Herkunft dieser Frau zu nennen und ihm dadurch mehr Gewissheit zu verschaffen. Er war zwar irgendwie verwirrt ob dieser seltsamen Erscheinung, die oft über mehrere Stunden, manchmal den Standort wechselnd uns beobachtete, aber sagte nichts. Am zehnten Tag unserer Tätigkeit, riss dem sonst so ruhigen und besonnenen Wissenschaftler der Geduldsfaden und er stieg die Stufen hinab, trat vor das Haus und schrie. Er schrie aus vollem Hals, die Frau solle gefälligst das Weite suchen, sie trübe ihm den Anblick dieser freien Wiese und wenn sie es nicht tue würde er sie eigenhändig wegtragen. Frau Hägerli, standfest und stur, ließ sich durch solche Androhungen nicht aus der Ruhe bringen und bewegte sich nicht von der Stelle. Daraufhin sprang Dr. Spelling über den Zaun und setzte seine Schritte wütend in ihre Richtung, was der armen betagten Frau dann scheinbar doch zu schaffen machte und sie ihre Ausrüstung zusammenpacken ließ. Ich hatte das Ganze amüsiert von der Türschwelle aus beobachtet und bemerkte dabei ein seltsames Zucken meiner linken kleinen Zehe, das durch den Strumpf nach außen drang und mit meinem rechten Mundwinkel in einen stummen Dialog trat, den ich nicht unterbinden konnte. Ein rhythmisches wechselseitiges Zucken, das ich nur auf meine angespannten Nerven zurückführen konnte und welches mich für einen kurzen Moment von der Situation ablenkte. Dr. Spelling kehrte mit langsamen Schritten zum Haus zurück. Er hatte Frau Hägerli zwar nicht erlegt, aber immerhin vertrieben und schaute mich erwartungsvoll ob dieses Erfolges an. Ich hielt das Zucken meiner linken Zehe nicht mehr aus, noch weniger den inneren Druck des Nichtssagenkönnens, wobei ich ja nicht einmal wusste, was mich daran hinderte.

„Das war Frau Hägerli“, seufzte ich erleichtert.

„Wie bitte, und warum haben sie mir das nicht gleich gesagt?“, er rautte sich jetzt sein schütteres Haupthaar.

Ich schwieg, für meine Nichtauskunft wusste ich selbst keine Erklärung, nur meine wirren Vermutungen Frau Hägerli betreffend waren vielleicht ein Grund, der nachvollziehbar war, den ich aber nicht äußerte.

„Mir reicht es“, schnaubte er wütend und mit geblähten Nüstern.

„Ich bin hergekommen, um einen Nachlass zu sichten, und nicht einer Haushälterin auf die Schliche zu kommen, die offensichtlich etwas zu verbergen hat.“

„Ich verstehe ihren Unmut durchaus“, versuchte ich ihn zu beruhigen, doch Dr. Spelling hatte sich schon umgedreht, meinte, er käme in ein paar Stunden wieder, und war verschwunden.

Es kehrte ein Moment der Entspannung ein. Ich ließ mich auf der Türschwelle nieder und blendete die Zeit aus. Friedlich verspürte ich das Innenleben des Hauses hinter mir, legte die Hände in den Schoß und lehnte meinen Kopf an den Türrahmen. Spinnweben benetzten mein Haar, doch auch das vermochte mich nicht daran zu hindern diesen Halt meinem Kopf zu gewähren. Durch die Schräglage geronn die Hirnsubstanz zu einer intensiven Mischung, die sich auflud und mich nach einem kurzen Zeitempfinden wieder in die senkrechte Position zurückkehren ließ, aus der die Wirklichkeit wieder einen geraden Strich bekam und ich mich wieder dem ersten Stock näherte. Ich betrat den Raum und spürte sofort wieder diese sonderbare Atmosphäre, die ihm anhaftete. Das Tagebuch lag an dem Platz, wo es Dr. Spelling abgelegt hatte und wartete auf mich. Ich durchblätterte die Seiten ungeduldig und stieß gleich auf die Seiten die ich zuletzt gelesen hatte.

Liebes Tagebuch, am 30.8.1940

Ich war Schwimmen. Wir alle durften das. Die Betreuer standen rund um den kleinen Teich und beobachteten uns. Ich bin im Wasser gleich auf eine Seerose gestoßen, deren weiße Blüten mir gefielen. Diese Blumen leben im Wasser, was

für ein Glück sie haben, so vor sich hinzutreiben und gleichzeitig fest verankert zu sein. Irgenwann habe ich bemerkt, dass nur noch ich im Wasser war. Der Boden des Teiches war ganz schlammig und weich und lud mich ein ihn zu betreten. Ich habe meine Füße auf den Boden gesetzt und bin so weit in den Teich gegangen, bis ich fast bis zur Hälfte des Kopfes unter Wasser war, das hat mir großen Spaß gemacht. Die Pfleger fanden das gar nicht lustig, denn sie hatten Angst, ich würde ertrinken, aber ich habe keine Angst vor dem Ertrinken. Später habe ich Pauls Gesicht erkannt und wie er mir ständig

zugesehen hat. Als ich mich endlich dazu brachte, aus dem Wasser herauszukommen hat er mir gleich

das Handtuch hingehalten und wollte mir beim Abtrocknen helfen, aber das habe ich nicht ausgehalten. Meine ganze Haut hat zu kribbeln begonnen und ich habe ihn weggeschubst. Daraufhin habe ich Paul nicht mehr gesehen. Gott sei Dank wollte mir sonst niemand helfen.

Ich überspringe ein paar Seiten und lese mittendrin: ...und dann ist Paul gekommen und hat meine Hand genommen und mich nach draußen gezogen. Keiner der Betreuer hat etwas gesagt. Ich war irgendwie enttäuscht, dass er mich nicht ins Musikzimmer geführt hat und war verwirrt. Ich war noch nie mit Paul allein außer im Musikzimmer. Situationen, die ich nicht kenne, machen mir Angst. Auf einmal waren wir mitten im Grünen, dort wo auch eine Kastanie steht und ein paar Birken. Ich habe mich aus seiner Hand gelöst, bin zu ihr hingelaufen und habe sie begrüßt, indem ich sie umarmt habe. Da bin ich dann gestanden, angelehnt an den dicken Stamm der Kastanie, und habe sie gehalten und meine Hände in ihre Rinde hineingegraben, so wie ich es gewohnt war. Und dann spürte ich auf einmal wie der Baum auch von der anderen Seite umarmt wurde, von Paul, dessen Fingerspitzen meine berührten und da ich ganz fürchterlich empfindlich bin und leichte Berührungen gar nicht aushalten kann, wolltel ich sie gerade wegziehen, als er seine Arme so langstreckte, dass seine Handflächen auf meinen zu liegen kamen. Das fühlte sich ganz seltsam an, doch da sich seine Hände so

gut in meine einfügten, konnte ich die Berührung ertragen und beruhigte mich. Immer wenn zwei Gegenstände gut ineinanderpassen, sodass kein Zwischenraum entsteht, verspüre ich eine tiefe Befriedigung. Erst nach einer Weile, hörte ich, dass Paul zu sprechen angefangen hatte. Ich wußte nicht, mit wem er sprach, denn ich hatte mich ganz in mich zurückgezogen und meine Ohren nahmen zwar etwas wahr, aber es schien mich nicht zu betreffen. Dann nahm ich die Worte auf, aber ich verstand sie nicht. Ich drehte und wendete sie, doch sie ergaben keinen Sinn für mich. Ich schloss meine Augen und angelehnt an den dicken Stamm der Kastanie, schwieg es in mir. Wie lange ich dort stand, weiß ich nicht mehr. Dann weiß ich nur dass Pauls Stimme verstummt war. Es war schon ganz dämmrig und ich begann mich zu fürchten. Ich traute mich nicht mich von dem Stamm zu lösen und zum Haus zurückzugehen, weil ich Angst hatte ich würde mich verlaufen. Ich verlaufe mich immer wenn ich allein bin und so blieb ich stehen. Ich weiß nicht wie lange ich dort gestanden bin, nur daß irgendwann ein Betreuer kam, der meine Gestalt erkannte und mich erst davon überzeugen mußte mich von dem Baum trennen zu können. Ich dachte ich müsse jetzt für immer dort stehen bleiben.

Wieder überblättertete ich ein paar Seiten.

...das Musikzimmer war heute abgeschlossen. Ein Betreuer musste mir aufsperrern. Verwundert stellte ich fest, dass Paul nicht beim Klavier saß. Es stand da, zugedeckt und stumm. In all der Zeit, in der ich das Musikzimmer kannte,

war es nie stumm gewesen, immer hatte Paul es zum Klingen gebracht. Ich habe meine Augen kurz geschlossen, um nachzuprüfen, ob ich mich vielleicht irrte,

aber als ich sie wieder öffnete, sah ich, dass ich mich nicht geirrt hatte. Ich konnte nicht verstehen, dass sich eine Situation, die ich so lange gleich kannte und immer wieder antraf, auf einmal geändert haben konnte. Irgendwann habe ich mich dann unter das Klavier gesetzt und wenig später auf die Klavierbank und habe das erste Mal, seit ich das Klavier gesehen hatte die Töne, die ich innerlich hörte, am Klavier

zu finden. Ich fand sie nicht. Also bin ich gesessen und habe die Melodie vor mich hingeesummt, die Paul immer für mich gespielt hat. Und dann, irgendwann, ist ein Betreuer hereingekommen und hat gesagt, ich solle jetzt schlafen gehen, und dass Paul nicht mehr kommt. Aber ich habe ihm das nicht geglaubt. Paul gehöre zu diesem Zimmer ebenso wie dieses Klavier zu diesem Zimmer gehöre, habe ich ihm erklärt. Es kann einfach nicht sein, dass Paul nicht mehr kommt, weil dieses Zimmer ja sonst auch nicht mehr da sein müßte und dieses Klavier. Daraufhin schlossen sie die Türe und ließen mich allein. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich beim Klavier gesessen bin.

Ich schlug das Tagebuch zu. Ich versuchte mir die Geschichte zu erklären. Es war beinahe finster. Ich sah, wie sich eine schattenhafte Gestalt aus dem Vorhang herauslöste und sich vor mir auf den Boden setzte. Sie nahm mir das Tagebuch aus den Händen und verschloss es mit ihren Armen. Ich blickte in ihr Gesicht, das mir sehr jung zu sein schien. Ich schaute sie mit einem fragendem Blick an und sie legte ihren Zeigefinger auf ihre Lippen. Beide schwiegen wir. Nach einer Weile stand ich auf, Dr. Spelling hatte geläutet, und müde sammelte ich meine Person zusammen und entzog mich der Gestalt.

Die Begrüßung enthielt nichts als ein kurzes Erkennungszeichen.

Zu Hause angekommen, was war mein Zuhause, hatte ich denn überhaupt noch ein Zuhause und wer war ich überhaupt?

Hatte ich nicht schon längst eine Wirklichkeit gegen eine andere eingetauscht?

Zu Hause, was immer dieses Zuhause sein mochte, hatte die Glühbirne den ganzen Tag gebrannt. Müde streifte ich den Mantel ab und holte mir etwas zu trinken. Vor meinen Augen sah ich Sophie Schmied in jenem Zimmer sitzen, auf jener Klavierbank, vor jenem Instrument. Ganz verloren sah sie aus, aber in ihrer Verlorenheit ganz unbekümmert, da sie nichts ahnte von ihrem Verlorensein.

Vielleicht waren wir alle in einem gewissen Sinn verloren und unsere Unwissenheit ließ uns ein seltsames Spiel spielen mit Regeln, die wir nicht kannten. Müde stand ich vor dem Spiegel und sah, wie er sich immer mehr in Falten warf und ich selbst nur noch aus einer einzigen Falte bestand die sich vor dem Spiegel krümmte. Was war mit Frau Schmied passiert, diese Frage und die sich daran hängenden möglichen Antworten ließen mich nicht mehr los. Die Frage hatte sich in mir eingehakt wie ein Angelhaken, der sich nun immer tiefer ins Fleisch hineinriss, je mehr ich mich bewegte. Und ich bewegte mich mich hin und her und konnte doch einen Namen nicht mehr loswerden: „Hägerli“

Ich wusste nicht, was Dr. Spelling an diesem Nachmittag mit der Frau besprochen hatte, aber in mir brannte die Ungewissheit und ich forschte ihn an der Hotelrezeption aus. Dort sagten sie mir, er sei schon unterwegs. In der Angst, zu spät zu sein, beeilte ich mich, um die Acht Uhr Straßenbahn zu erreichen. Ich hatte sie mit Mühe erwischt, als ich ihn zwischen den fahlen Morgenfrühgesichtern entdeckte. Wie immer saß er da, in einer leichten Trance, vor sich auf den Nacken einer älteren Person starrend, die es nicht bemerkte.

„Spelling“, rief ich betont und gut artikuliert, „You have to wake up“

Es riss ihn aus seiner Trance, der Nacken wurde zur Fleischwand und seine Augen richteten sich auf mich.

„Entschuldigen Sie den Frontalangriff, aber ich denke es entspricht unserer jetzigen Lage. Wohin sind Sie gestern gefahren?“

„Warten Sie einen Moment, bitte“, er richtete sich in seinem Sitz auf, rückte seine Knochen zurecht und antwortete: „Nun, das kann ich Ihnen schon sagen, ich habe die Adresse von Frau Hägerli herausgefunden und bin zu ihr gefahren.“

„Und warum haben Sie mich nicht mitgenommen?“

„Sie hatten mir doch erzählt, dass Sie Ihnen gegenüber eher skeptisch eingestellt wäre und so wollte ich Ihnen die unangenehme Wiederbegegnung ersparen.“

Außerdem, haben Sie mir durch Ihr Schweigen ein bißchen die Vertrauensbasis entzogen“, bei diesen Worten schmunzelte er vor sich hin, wie nur ein Wissenschaftler seines Ranges schmunzeln kann, nämlich sodass man es fast nicht bemerkte.

„Noch dazu schienen Sie mir mit dieser Handlungsweise fast selbst verdächtig.“

„So, So !“, setzte ich misstrauisch hinzu.

„Aber lassen wir das“, indem er das sagte setzten wir uns gemeinsam auf eine Doppelbank, was entschieden bequemer war, da ich meinen Kopf nicht mehr zu ihm hinunterstrecken musste.“Ich habe übrigens mit Frau Hägerli heute einen Termin am Mühlweg 8 ausgemacht , wenn es Ihnen recht ist.Sie wird uns in ihre ehemalige Wohnung im Erdgeschoß empfangen.“

„Schön, dass Sie mich nicht ganz ausschließen.“

„Das hatte ich niemals vor“, Dr. Spelling lächelte mich jetzt an, ein freundliches Lächeln, das sich zwischen unseren Mänteln erwärmte.

„Ich hoffe sehr, Auskunft über die fehlenden Briefe von Frau Hägerli zu erhalten und über das Befinden Frau Schmieds in den Monaten vor ihrem Tod, außerdem möchte ich gerne wissen, was sie dazu veranlasste uns zu beobachten und teilweise zu behindern.“

Wir waren zur Bibliothek gefahren, hatten Fräulein Smirna die Situation erklärt und waren sofort in Dr. Spellings Leihwagen gestiegen.Warum er diesen Wagen immer bei der Bibliothek stehen ließ, wunderte mich.

Wir warteten, blieben im Auto sitzen, beide mit angespannten Schultern und unruhigen Händen,dann stiegen wir aus. Dr. Spelling kritzelte sich Stichworte auf einen Zettel, ich starrte den Kiesboden an und vergrub meine frisch geputzten Schuhe darin.

Frau Hägerli kam sehr pünktlich, gekleidet in ein beiges Kostüm und mit einer Handtasche aus dunkelblauem Lederimitat.

Sie nestelte nervös an den Knöpfen ihrer Kostümjacke und wurde sichtlich erregt, als Dr. Spelling seine Schuhe nicht ganz so sorgfältig abgestreift hatte, wie sie es für nötig erachtet hätte. Ich beobachtete sie wie sie diesen kleinen Wutknödel sorgfältig und vollständig in sich tilgte. Ihr Blick schien kalt und eine innere Wand aus Marmorplatten schützten ihr Inneres vor unbefugtem Eintritt. Es sollten auf jeden Fall Haltung und Kontrolle gewahrt bleiben. Kein Wort sollte ihre Aussagen unterwässern, kein Gefühl ihr einen Redeschwall entreißen. Sie war gekommen, um Auskunft und Klarheit zu verschaffen, nicht um etwas zu sagen, was vielleicht später anders ausgelegt werden könnte.

Wir setzten uns alle drei um eine eckige Sitzbank. Frau Hägerli hatte eine Thermoskanne mit Kaffee mitgenommen und Plätzchen in Plastik eingepackt, die sie jetzt auf einem Plastikteller hindrapierte.

Dr. Spelling war jedoch strenger Teetrinker und das zu bestimmten Tageszeiten und mein Mund vertrug im Moment keinen Kaffeegeschmack.

Die Stimmung war gedrückt, sauerstoffarme Luft ließ uns in eine Hochatmung verfallen, und Dr. Spelling redete dahin, von der Suche nach den erwarteten Briefen, von der Arbeit an der Biographie Dr. Allmuths und über die Hypnosetherapie im Allgemeinen, doch ich hatte das Gefühl, dass das Eigentliche, das was uns zusammengeführt hatte, verschwiegen wurde.

Frau Hägerli saß aufrecht und mit gespannter Gesichtsmuskulatur Dr. Spelling zugewandt und hörte ihm aufmerksam zu. Ich saß da, hörte zu und fühlte mich als geduldet. Ich stellte keine Fragen, da ich fürchtete, ich würde das Vertrauen zerstören, das Dr. Spelling im Begriff war aufzubauen. Irgendwann, Dr. Spelling hatte sich zurückgelehnt erzählte Frau Hägerli, wie sie als junge Frau in das Heim im Tessin kam und sie das Zusammensein mit autistischen Menschen mochte. Sie erzählte von dem ausgeprägten Sinn für Ordnung, der ihr an diesen Menschen

gefallen hatte, und die niedrige Schmerzempfindlichkeit, die sie immer wieder faszinierte. Diese Menschen konnten Schmerzen aushalten, an denen man normalerweise wahnsinnig würde. Zur Illustration erzählte sie uns von einem Unfall einer Heiminsassin. Sie steigerte sich dermaßen in diese Geschichte hinein, dass ihre Wangen zu glühen anfangen und sie sich ein Plätzchen nach dem anderen in den Mund schob, um sich selbst zu beruhigen, danach entschuldigte sie sich ausführlich für ihre Ausschweifung. Dann schwieg sie, zog ihre Kostümluse glatt und fuhr fort den Weg zu beschreiben, der sie zu diesem Haus geführt hatte. Ihr Mann sei aus einer politischen Unvorsicht heraus in irgendwelche unklaren Geschäfte verwickelt worden, die ihn beinahe das Leben gekostet hätten, wenn sich nicht in letztere Minute ein Rettungsweg gezeigt hätte, in der Weise, dass die Eltern Sophie Schmieds (die auch in eine ähnliche Bedrängnis geraten waren) ihm ermöglichten mit ihnen gemeinsam das Land zu verlassen.

Frau Hägerli, um ihren Mann zu retten, hatte dafür ihre Einwilligung in eine Bitte gegeben. Er floh, während sie noch nicht ahnte, welche Auswirkungen ihr Einverständnis auf ihr weiteres Leben haben sollte. Damals, so meinte sie, hätte sie das alles noch nicht begriffen gehabt. Wie kann man die Zeit voraussehen, wenn man doch nur Ja gesagt hat in einem bedrängendem Moment. Ihr Mann, so meinte sie, habe sich nach der Verjährung seines Falles nicht mehr bei ihr gemeldet und sie habe bis zum heutigen Tag nicht verstanden, wie das gekommen war, dieses Vergessen von seiner Seite aus, diese Gleichgültigkeit. Dann kam sie auf Frau Schmied zu sprechen.

Sophie Schmied war ein ruhiges Mädchen gewesen, unauffällig und verträumt, das eine einzige Leidenschaft hatte, und das war das Singen. Sie sang und das konnte Frau Hägerli sehr schlecht aushalten. Es war ein Gesang der sie vor anderen schützen sollte und das tat er auch. In für sie bedrängenden Situationen lotete sie damit jene Frequenzbereiche aus, bei denen man seine Ohren gerne für kurze Zeit ertauben ließe. Dennoch war sie die Einzige, die nicht in ihren Worten versunken war, so wie die anderen, die stundenlang ein und dasselbe Wort vor

sich hersagen konnten, ohne die Stimmlage oder die Art wie sie es sagten zu verändern. Erst nach und nach gewann sie zu ihr Vertrauen und es vergingen Monate, bis sie Frau Hägerli als einen zu ihrer Wohnstätte gehörenden Teil begriffen hatte und ihr Gesicht nicht mehr nur eine weiße, undifferenzierte Fläche war, sondern sich mit Erinnerung füllte und mit Gewöhnung, erzählte Frau Hägerli. Nur einmal, fuhr sie fort, einmal, als Paul, ein Praktikant, da war, erlebte sie sie wie einen richtigen Menschen. Von da an schien sich etwas von Grund auf in ihr zu wandeln. Sophie war in ihrer Welt abgekapselt, wie alle diese Menschen, aber als Paul sich mit ihr über das Klavier verständigte, blühte sie auf. Sie war nur noch im Musikzimmer anzutreffen und auch Paul schien von dieser Begegnung und von dem Einfluss den er auf sie hatte, berührt zu sein.

„Was passierte mit Paul ?“, fragte ich.

„Er blieb drei Monate, doch dann war sein Praktikum zu Ende und Sie wissen ja wie junge Leute sind, einmal da , einmal dort. Im Grunde, glaube ich , hatte er versucht sie für sich zu gewinnen, aber er scheiterte, der arme Bub, warum musste er sich auch in eine Autistin verlieben.“

„Aber sie hatte doch nur autistische Züge“,

stellte ich ihre Aussage richtig.

„Ja, aber ein Mensch mit autistischen Zügen kann keine Beziehung im herkömmlichen Sinn empfinden. Sie nahm ihn gar nicht wahr, sie erkannte nicht, was er ihr immer wieder versuchte anzudeuten. Wenn er ihr eine Blume schenkte, weinte sie, weil sie es nicht verstehen konnte, warum er einer Blume das antat. Für sie war es Mord, genausogut hätte er sie schlagen können.“

Solche Menschen leben für sich, sie brauchen niemand anderen, und wenn jemand anderer sie braucht, dann ist das etwas höchst Bedauerliches“, sie senkte ihre Stimme. In den letzten Sätzen hatte sich ihre Wand etwas verrückt und etwas Zerbrochenes wurde sichtbar, nur kurz um sich daraufhin wieder unverrückbar zu

zeigen.“Aber sie hatte ein gutes Leben, es hat ihr nie an etwas gefehlt“.Ihre Gesichtszüge hatten sich wieder verhärtet. Sie stand auf und holte sich ein Glas Wasser.

Während sie das alles erzählt hatte, rief ich mir noch einmal den letzten Eintrag von Sophies Tagebuch in meine Erinnerung:

Liebes Tagebuch, 11.9.1940

Heute bin ich aufgestanden und bin ganz freudig im Haus herumgesprungen, weil ich erfahren habe, dass ein Mensch kommt , der das Klavier bedienen kann.

Endlich, Paul ist ja nicht mehr in diesem Zimmer, obwohl ich das nicht verstehen kann, da sich an dem Zimmer nichts verändert hat .

Und dann ist er gekommen, hat sich zum Klavier gesetzt und hat meine Melodie gespielt, ich weiß nicht woher er sie kennt, aber er hat sie gespielt.Ich habe mich unter das Klavier gesetzt und war sehr glücklich und habe gewartet.

Habe gewartet, dass die Töne wieder zu mir kommen sich mir nähern , mich umspielen und umkreisen würden..Ich schloss die Augen und mein Inneres zog mich in mich hinein, um noch besser der Melodie zu lauschen.Ich suchte nach meinem Seelengrund, versuchte ihn zu berühren,zu erfühlen, aber meine Ohren wollten sich nicht öffnen.Sie hörten zwar, aber blieben stumm.Nichts bewegte sich in mir, alles blieb so wie es war, bevor der Spieler die ersten Töne angeschlagen hatte.Ich bewegte meinen Kopf zwischen meinen Knien und blieb regungslos sitzen.Ich erstarrte und konnte nichts dagegen tun.Ich verstand nichts mehr, warum gehörten meine Ohren und das Tönen nicht mehr zusammen?Warum konnten sie nicht mehr gemeinsam die Töne finden,warum hörte ich die Melodie nicht mehr voraus.Kalt war mir geworden,eine schwarz- graue Kälte die sich in ein mattes Licht verwandelt hatte und meinen Seelengrund erlahmte.Ich blieb noch lange in mir versunken sitzen.Wann der Klavierspieler gegangen ist , weiß ich nicht mehr.

Ich hatte diesen letzten Eintrag so oft gelesen, dass ich ihn aus meinem Gedächtnis ablesen konnte. Jetzt war ich wieder anwesend.

„Es gibt übrigens einen Brief, den ich neben ihrem Bett gefunden habe, als sie starb, und den ich aufbewahrt habe“, Frau Hägerli kam mit dem Glas Wasser wieder zum Tisch und setzte sich. „Es ist ein Brief der einen ganz abstrusen Inhalt enthält, ich habe ihn aufbewahrt, wollte ihn aber schon wegschmeißen, er hat sicherlich keine Bedeutung für Sie.“

Sie kramte in ihrem Lederimitat und reichte Dr. Spelling den abgegriffenen Zettel.

Liebe Frau Schmied, Fernsuggestion:

Setzen Sie sich in einen abgeschiedenen Raum, auf den Boden, vermeiden Sie jedes Licht, setzen Sie sich auf ein Kissen mit wenig Luft, aber viel Federn und Wolle, Schafwolle, handgedreht. Nun füllen Sie diesen Raum mit Wärme und spüren wie der Atem kommt. Er kommt und geht, lassen Sie sich jetzt Zeit, er kommt und geht der Atem, wie ein angenehmer Gast, eine schöne Melodie fängt

an sich durch den Raum zu ziehen. Ihr Atem kommt und geht, er fließt. Sie stellen sich jetzt einen Kubus vor in den Sie hineingehen, dieser Kubus ist angefüllt mit weißem Licht, und wenn Sie ihn betreten, wird ihr ganzer Körper durchstrahlt von diesem Licht, das in sich abertausende von heilenden Substanzen enthält, die sich jetzt über Sie ausschütten, wie aus einem angefüllten Regenschirm. Diese Lichtkörnchen saugen sich an Ihrer Haut fest und machen sie durchlässig. Das schwarze Licht, das sich in Ihnen festgesetzt hat, entschwindet unbemerkt. Ihr Atem kommt und geht. Sie empfinden dieses Saugen jetzt als eine Hitze die ihren Körper durchwallt und die ein Feuer entfacht, das sich in Ihren Augen entzündet und Ihre Augen entflammen nun auch ihren restlichen Körper und nun sprechen Sie jenes Wort, das Sie verbrennen wollen und es wird in den Glutn untergehen.

Dr.Spelling verdrehte die Augen: "Reine Hypnosemagie", stammelte er vor sich hin.Er hatte die Suggestion laut gelesen und bei Frau Hägerli staute sich ein ärgerlicher Zug um den Mundwinkel:"Reiner Hokusfokus, mit so etwas kann man doch keinen Menschen heilen."

Jetzt holte sie eine Kasette aus ihrem Täschchen und meinte, dass da derselbe Text auch noch gesprochen sei, widerwillig reichte sie mir das Band.Dr. Spelling wollte es angespielt wissen und ich legte es in einen alten Rekorder, der noch auf einer Kommode auf dem Flur stand.

Dr. Allmuths Stimme drang mit tiefem, durchdringendem Klang zu uns in die Küche und versetzte selbst den Staub, der sich in den Ecken zusammengedrängt hatte, in eine Trance, sodass er wie angewachsen schien.

Ich schaute nur Dr.Spelling an, dem die Rührung ins Gesicht geschrieben stand, und horchte.Nach nicht einmal der Hälfte des Textes wurde die Qualität der Stimme immer schlechter, bis nur noch ein verwaschenes Rauschen zu hören war. Das Gespräch kehrte wieder zu Frau Hägerli zurück, die ihre Person noch immer sehr geschickt durch diese Situation manövrierte. Immer wieder versuchte Dr.Spelling in winzigen Annäherungen das Thema einzukreisen, um schlussendlich im leeren Kreis zu stehen.Angekommen, waren die Hände weiß von den gezogenen Kreidebögen, aber die Mitte blieb leer.Nach einer Anzahl von verstrichenen Momenten musste ich einen Ort aufsuchen, an dem ich mich sammeln konnte und an dem ich mich stärken würde für eine letzte Frage, eine Frage, bei der sich Frau Hägerlis Haarwurzeln würden aufstellen müssen oder Ihre Haarwurzeln ihre Haarspitzen würden sich abspalten, wenn sich nicht ihre Ohren verkrümmen würden, um dadurch ihre Empfängerin zu verraten.Ich fragte sie nach dem Ort des sich Entledigens und sie meinte, ich solle die Toilette im Parterre auf keinen Fall benutzen, da sie nicht gereinigt wäre und ich solle in den ersten Stock gehen, in die Wohnung von Frau Schmied.

Natürlich hatte ich schon mehrmals die Toilette aufgesucht, aber ich wollte einfach wissen, ob es im ersten Stock auch eine gab, denn ich hatte sie bis jetzt noch nicht ausfindig gemacht.

„Sie müssen sich an die Regale halten die ganz links neben der Türe entlangstehen, und wenn Sie Schritt für Schritt entlanggehen, werden Sie eine Öffnung zwischen zwei Regalstagen sehen. Dort ist eine Tapetenwand und darüber hängt ein Bild, das sie leicht abnehmen können. Sie werden dann eine Einbuchtung in der Türe finden, und wenn Sie die nach innen drücken, öffnet sie sich und sie stehen im Klo. Ich weiß allerdings nicht wie der Zustand dieser Toilette ist, also vielleicht benutzen Sie doch lieber meines.“

„Ja, ich danke Ihnen.“

Die Atmosphäre hatte sich durch meinen angekündigten Abgang etwas entspannt und Frau Hägerli war aufgesprungen, um einen Tee für Dr. Spelling zu kochen.

Seine Wissenschaftlichkeit dürfte sie überzeugt haben.

Ich schloss die Türe hinter mir und schlurfte mit den mir von Frau Hägerli angebotenen Filzpantoffel in den ersten Stock.

Gewohnt zwei Stufen auf einmal zu nehmen, stolperte ich beinahe und verlor den Atem. Ich hantelte mich an der linken Regalreihe entlang, wobei ich merkte, dass sich meine Nervosität steigerte. Immerhin war ich wieder in dem Raum und ich fürchtete, dass sich die Gestalt aus dem Vorhang lösen könnte, und wendete meinen Blick ausschließlich den Regalen zu. Ich stieß prompt auf die Einbuchtung und klappte die Türe nach innen. Doch was sah ich da, einen Raum der eher einem angefülltem Papierspeicher ähnelte, als einem Klo. Unzählige zerknüllte Papierkugeln und Papierfetzen, lose Blätter, Schreibstifte tummelten sich darin. Links an der Wand fand ich einen Klapptisch auf dem man direkt schreiben konnte wenn man sich setzte.

Scheinbar hatte sich noch niemand bemüht gefühlt, hier aufzuräumen, selbst Frau Hägerli nicht. Sofort begann mich der Inhalt dieser eng beschriebenen Papierfetzen zu interessieren. Ich setzte mich hin und begann die einzelnen zum Teil zusammengeklebten Papierreste auseinanderzufalten, doch leider waren teilweise nur einzelne Zeichen daraufgemalt, und unvollständige Sätze schauten mir mit wehleidigem Blick entgegen. Ich versuchte sie in eine bestimmte Ordnung zu bringen, aber ich konnte weder Muster noch Sinn in ihnen entdecken. Nachdem ich den Spülknopf betätigt hatte, suchte ich nach dem Klobesen, um alles reinlich zu verlassen, als ich beim Hinunterbeugen eine große Papierkugel erspähte die zwischen Klofuß und Klobesen zum Liegen gekommen war. Sie schien da zu ruhen wie eine Königin, die über ihre Untertanen herrschte ohne dass sie sich dessen bewusst war. Sie war ein riesiger zusammengeknüllter Papierhaufen, der fett und abgegriffen ein träges Dasein fristete. Ich fing sofort Hoffnung und griff nach ihr. Sie zögerte leicht, wollte mir entgleiten und da der Boden etwas feucht war, sah ich, dass die Unterseite nicht mehr leserlich war. Ich merkte jetzt, wie abgewohnt dieses Klo im Gegensatz zu dem Regalraum war, in dem die Briefe lagerten, fast schien es mir als hätte Frau Schmied hier in diesen winzigen Mauern gelebt und ihre Briefe wären hier entstanden.

Ich setzte mich erneut hin und entknüllte die Papierkugel. Und wirklich, da fand ich einen richtigen Text. Zuerst dachte ich, sie habe von hinten nach vorn geschrieben, da die Schrift dermaßen verzerrt war, dass ich sie fast nicht lesen konnte, doch dann begann ich ihn zu entziffern.

Es ist soweit, nach monatelanger Kleinstarbeit hat mir Dr. Allmuth die Erlaubnis erteilt nun allein und auf eigene Faust mit meinen Selbstsuggestionen fortzufahren. Ich habe jetzt ganz eigene Bilder und Worte für mich hinzugefunden, die auch sehr sonderbare Reaktionen in meinem Körper auslösen, die ich sehr begrüße.

Ich habe begonnen meinen Rückzug anzutreten und er wird noch viel umfassender sein, als ich das je für möglich gehalten habe.

Eine Auflösung, eine buchstäbliche Auflösung meines Körpers in der Hypnose.

Immer wenn ich mich selbst in eine Hypnose begeben, wird jetzt mein Körper ganz still, so als müsste er sich auf diese Veränderungen erst einstellen. Es regt sich dann eine leise Stimme in mir, die mich fragt, wo ich mit meinem Rückzug beginnen möchte und fordert mich auf, alle meine Sinneseindrücke auf eine kleine Öse zu reduzieren, aus der ich dann meine Lebensfunktionen verengen kann. Die Sinne bringen mich um den Verstand und ich lebe ungestört ohne sie. Ich spreche oft stundenlang mit dieser Stimme und sie scheint die einzige zu sein, die mich versteht. Sie versteht meinen Wunsch nach Auflösung. Leider begegne ich ihr nur, wenn ich hypnotisiert bin, und so versuche ich jetzt nur noch in der Hypnose zu existieren. Ich möchte es schaffen vollständig in sie hineinzutauchen, damit sich die Prozesse beschleunigen, meine Augen das Licht nicht mehr zu fürchten brauchen, meine Ohren nur noch diese innere Stimme wahrnehmen und ich selbst zu einer Briefkuvertgröße zusammenschrumpfe, in der ich mich an Paul verschicken kann. Ich habe Paul nicht vergessen, wie könnte ich, da das Vergessen bedeuten würde, dass ich auch mich vergessen müsste und ich lebe ja noch. Ich glaube, wenn ein Mensch in einem Brief steckt, kann ihn der Briefträger nicht mehr für unzustellbar erklären, denn was unzustellbar heißt, habe ich nie begriffen.

Ich sehe, dass sich aus dem Blatt noch ein anderes löst, und lese weiter.

Ich kann nichts mehr essen, das Essen ist eine galleartige Schleimmasse, die sich mir widerwillig in den Mund schiebt und die ich nur mit eisernem Willen hinunterschlucken kann. Das Trinken fällt mir leichter. Da ich fast nichts mehr sehe, verschütte ich es oft und der Boden ist dann ganz feucht. Vom Professor erwarte ich eine Antwort, aber Frau Hägerli entleert meinen Briefkasten und ich weiß nicht, ob sie mir auch immer die Post zukommen lässt. Der Professor hat gemeint, er schicke mir eine Anleitung zu seinen neuesten Experimenten, mit denen sich der Körper in einem Moment der hypnotischen Entrückung physiologisch verändern lässt. Ich möchte zusammenschrumpfen.

Meine Lungenflügel blähen sich manchmal auf, als wollten sie ein letztes Mal Luft holen..Sie versuchen sich auszudehnen, mir Widerstand zu leisten, aber ich will, dass sie so klein werden, dass ich sie zusammenfalten kann.Der Professor schickt mir keine Anweisungen.Auch hat er von einer in sich selbsthomogenisierenden Entwicklungsphase gesprochen.Man könnte Übungen zur Inbetriebnahme des Wachstumshormons starten, in die umgekehrte Richtung.Dass es zwar beginnt zu arbeiten, aber dass sich daraus kein Wachstumsprozess herausentwickelt, sondern ein Schrumpfungsprozess.

Ich merke jetzt zusehends wie sich meine Haut abschuppt und wie sich auch meine Augen immer mehr zusammenziehen.

In mir staut sich Wasser, soviel Wasser, für das es keine Kanäle gibt, ich könnte sie in mir bauen, aber ich möchte lieber, das meine Ohren ertauben und ich nicht mehr meine Haushälterin höre, die immer im Haus herumruft und deren Rufen mich müde macht.Ich verstehe nicht, nach wem sie ruft und wer sie hören soll, sie weiß, ja dass ich dieses Rufen höre und dass es mich stört, dass ich dann zu schreien beginne, obwohl mich dieses Schreien schon lange nicht mehr beruhigt, und dann kommt sie heraufgelaufen, schreit, ich solle aufhören, denn sie werde wahnsinnig, und hämmert an meine Tür und ich höre nicht auf, ich verstehe nicht, was in sie gefahren ist.Ich muss jetzt aufhören.

Erschüttert las ich den Text und begriff nichts mehr. Eine alte verbitterte Frau, die irgendwelche sonderbaren Experimente an sich durchführte, um sich einem Menschen aus der Vergangenheit per Post zu schicken?

Ich erinnerte mich jetzt an Dr. Spellings Aussagen über Dr. Allmuths Wahn.

Was hatte sie wirklich durch diese Hypnose verändert, was war mit ihrem Körper geschehen?

Ich ließ mich treiben, die Flut von Papieren schwemmt mich aus dem tapeteneingepackten Klo nach draußen. Ich wusste nicht, was ich glauben sollte. Was meinte diese Frau in ihren Aufzeichnungen?

Ich wollte mich gerne zu dem Tagebuch setzen, wollte verstehen. Ich trat aus dem Klo, wollte hinaustreten, als ich neben der Klotür eine kleine Tür entdeckte, die wiederum mit Tapetenstücken verklebt war. Ich öffnete sie und ertastete mit vorsichtigen Fingerkuppen den Innenraum. So völlig ins Ungewisse greifend ertastete ich eine Wachskerze, eine weiße Kerze, schmal und dünn, fast hätte ich geglaubt, sie sei ein abgeschnittener Finger, aber nein, eine Kerze, ich griff weiter und als ich schon ein gutes Stück mit meinem Arm in das Loch hineingegriffen hatte, ertastete ich ein Kästchen, besser gesagt eine Schatulle. Ich dachte an Schmuck, verwarf den Gedanken jedoch sofort wieder, nahm sie heraus und setzte mich zum Tisch.

Sie war staubig. Für Sekunden hatte ich Sorge, Frau Hägerli würde nach mir suchen, aber dann dachte ich nicht weiter daran und öffnete sie behutsam.

Es lag, wie hatte ich es anders erwarten können, ein Päckchen mit Briefen darin. Ich wusste nicht ob ich es öffnen sollte, dann aber konnte ich meine Neugierde nicht mehr zurückhalten. Es waren etwa 20 Briefe, zusammengehalten mit einer Schnur, und alle enthielten diesselbe Anschrift und den gleichen Stempel: Unzustellbar. Die Adressat war Paul Schaefer und irgendwie konnte ich mich an den Namen nur zu gut erinnern.

Ich blickte auf, sie stand jetzt vor mir, schaute mich an, ich kannte diesen Blick und gab das Päckchen aus der Hand, wollte es ihr reichen, aber sie deutete mir, dass sie es nicht wollte. Ich versuchte es noch einmal, aber sie wehrte ab und verschwand.

Ich hatte jetzt den Mut den ersten Brief zu öffnen. Ich las ihn. Verstand ihn aber nicht wirklich.

Lieber Paul

Du bist weggefahren, sie haben es mir gesagt und sie haben mir einen Brief von Dir gegeben. Es tut mir leid, aber ich weiß nicht von wem der Brief handelt. Ich habe ihn unzählige Male gelesen, ohne ihn zu begreifen. Er war sehr schön.

Du schreibst darin von einer Person mit meinem Namen, doch diese Person kenne ich nicht, wenn ich diese Person sein sollte, dann weiß ich nicht wer ich bin. Mich gibt es nur in den Tönen, aber vielleicht hast du mir ja über eine andere Person erzählen wollen, deren Name nur meinem ähnlich ist. Du schreibst auch von Trauer, die du fühlst wenn du an diese Person denkst. Paul ich glaube du hast dich verirrt, du gehörst doch in dieses Zimmer in dem du und ich immer gemeinsam saßen, verlasse die Trauer und kehre zu den Tönen zurück. Vocalise

Ich ließ das Geschriebene auf mich wirken und öffnete den nächsten Brief.

Er war ein Jahr später datiert und eine Kopie des ersten Briefes, nichts hatte sich darin verändert. Über zwanzig Jahre hatte sie ihm immer den gleichen Inhalt geschickt und immer wurde der Brief mit dem Stempel „Unzustellbar“ zurückgesendet. Jedes Jahr ein Versuch.

Jetzt wusste ich, welche Geschichte sich hier erzählte, und verschloss das Päckchen wieder.

Ich stieg die Stiegen hinab und setzte mich wortlos zum Tisch. Ich wusste nicht wie lange ich weggeblieben war und merkte anfangs gar nicht, dass niemand da war. Ich schenkte mir einen schon erkalteten Tee ein und begann ein Selbstgespräch über das Erkennen und Nicht-Erkennen der Liebe. Dr. Spelling und Frau Hägerli kamen herein redeten heftig miteinander über die nicht auffindbaren Briefe und über die Schwierigkeiten ein nicht gelebtes Leben lebbar zu machen und über den Schmutz in den Ecken eines Hauses, der sich ja vielleicht mittels Hypnose wegzaubern ließe. Beide hatten meine Rückkehr schon erwartet und lächelten mir beiläufig zu, während Sie sich setzten.

Ich blieb stumm.

Dr. Spelling hatte einen halb vertrockneten Kaktus am Fensterbrett entdeckt und sich daran gestochen. Kleine Blutstropfen fielen auf das weiße Tischtuch das Frau Hägerli extra aufgebretet hatte. Sie wurde hysterisch und Dr. Spelling ließ weiter Tropfen für Tropfen auf das Tischtuch fallen, er starrte dabei auf den sich bildenden Fleck und fragte fast beiläufig: “ Und wie bitte ist Frau Schmied gestorben? “

Diese Frage, die ich hätte stellen wollen, kam jetzt von ihm und ich beugte meinen Kopf auf die Seite, um zu sehen wie Frau Hägerli sich nicht von dem blutendem Finger abwenden konnte, und hörte, wie sich aus ihrem trockenen krustigen Mundgefängnis ein Stein löste, wie er hinabrollte, das Gitter verbog und durchfiel, wie sie mit ihren Armen nach Luft rang, sich nicht von der Stelle bewegen konnte, weil sie sah, wie sich das Blut jetzt in den Stoff hineinfraß, wie es sich hineinsaugte in den Stoff, der immer noch mehr aufnahm, und wie sie endlich mit fast ersterbender Stimme flüsterte: “Ich habe sie umgebracht“

Nichts regte sich in dem Zimmer. Frau Hägerlis Körper war kurzfristig explodiert und sackte jetzt leblos in sich zusammen. Ein erschlaffter Körper, der einfach am Stuhl hängen blieb.